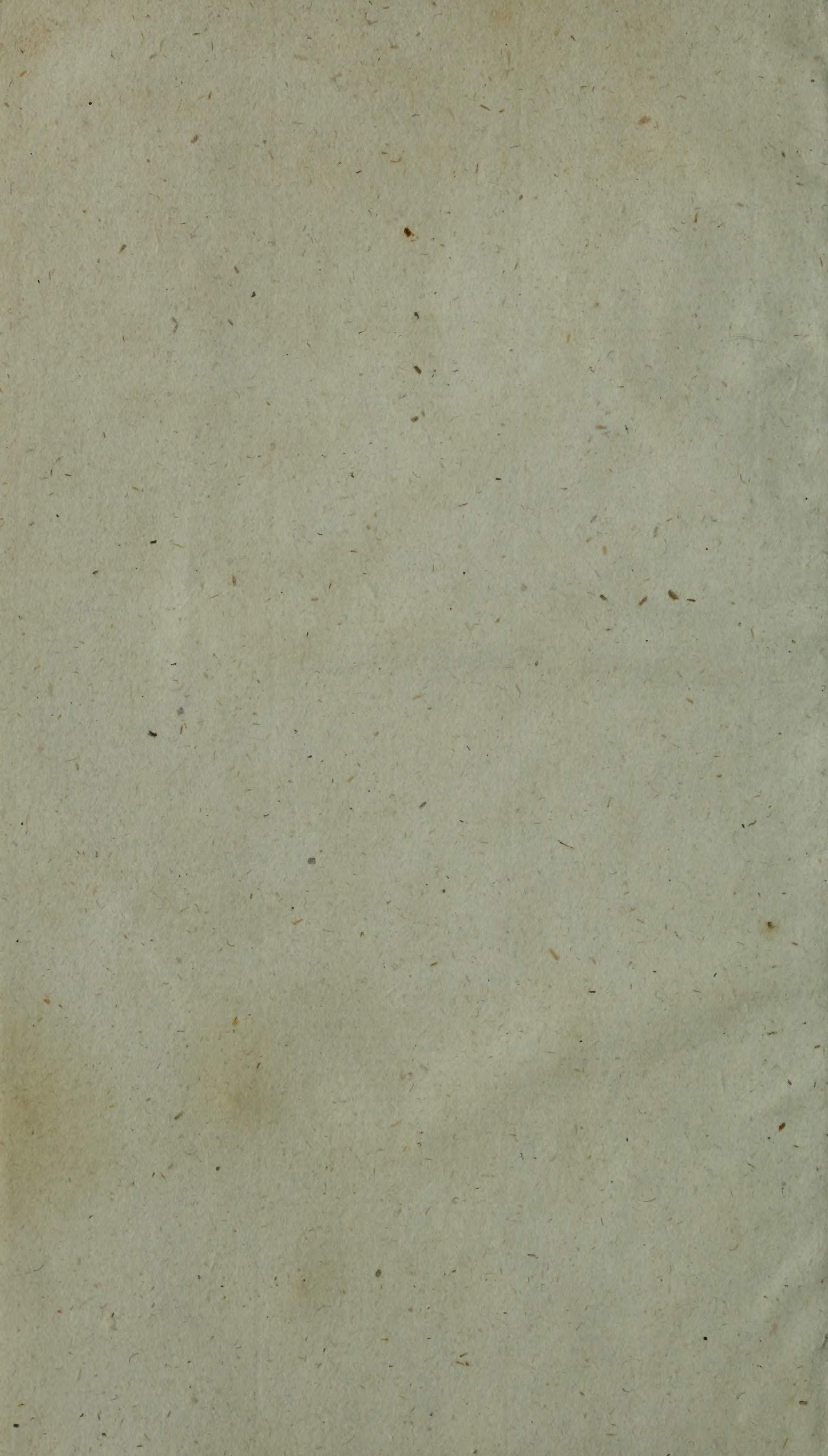






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

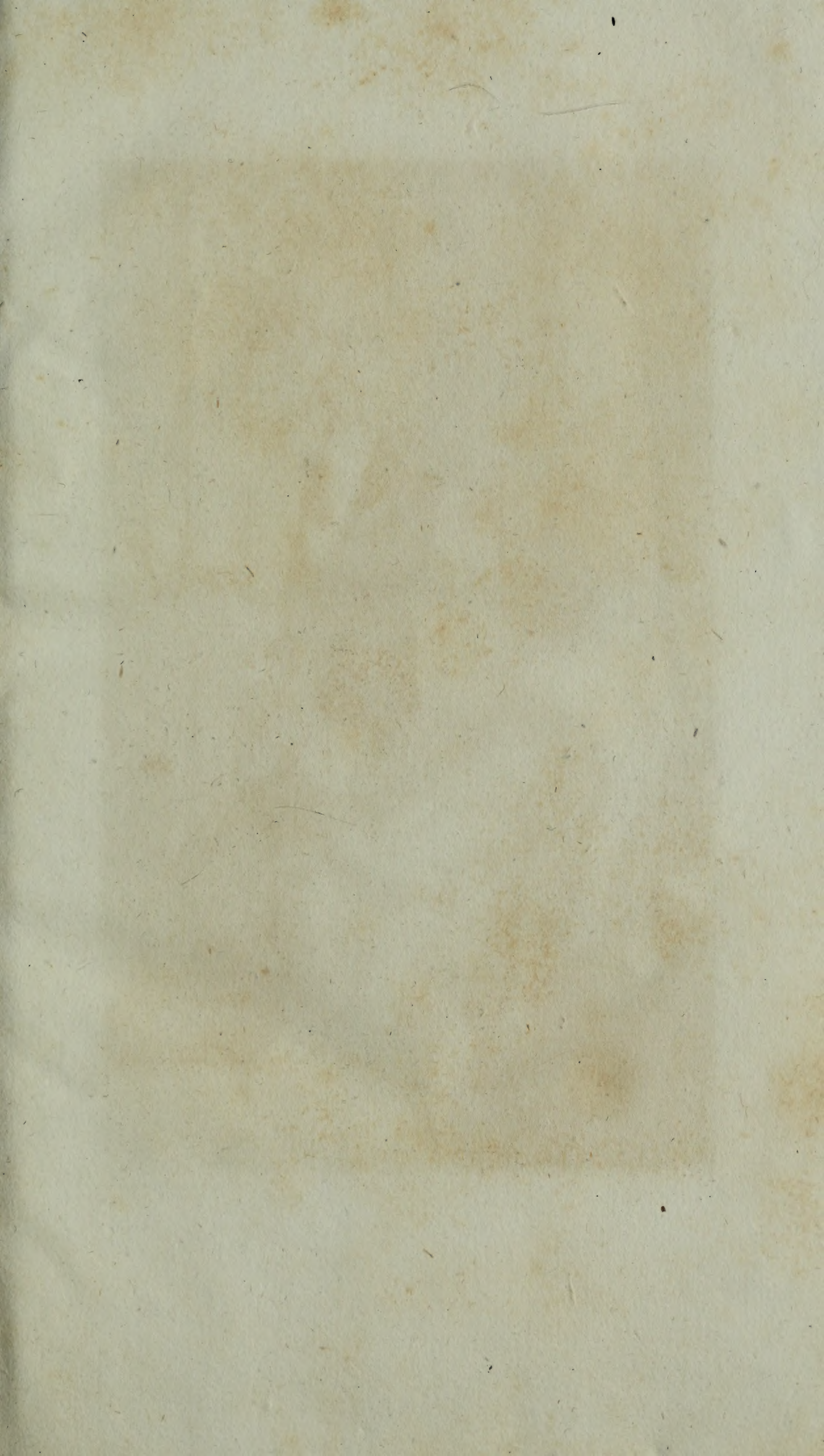
Dreyzehnter Band.

Wien, 1826.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

Leipzig,

in Commission bey August Liebeskind.





Jas. Schmidt sc.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1826
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Erster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 5ten August 1811.

Du hast lange nichts von mir gehört. Zu wild bewegt sich das Leben in stets wechselnden, und meist peinlichen Gestaltungen um mich her, und treibt aus seinen innersten Tiefen Schauergebilde und düstere Nebel hervor, die mich bald schrecken, bald in unbestimmt schwankenden Formen das Ärgste fürchten lassen, und zuletzt wieder in nichtigen Duft zerfließen. Warum kann nur ich allein keine Ruhe finden? Ich habe errungen, was ich für die höchste Blüthe irdischer Seligkeit hielt, ich halte es fest, und zu dem Bewußtseyn des Besitzes kommt das lohnende Gefühl angewandten Strebens, und vergoltener langer Leiden. Ludwigs Herz war nicht leicht zu erobern. Tausend Ungeheuer, alte Vorurtheile, frühere

Gewohnheiten, falsche Schaam und Menschen-
furcht mußten bekämpft werden. Jetzt ist er mein,
er hängt mit heißer Liebe an mir, und dennoch —
dennoch kann ich meines Glückes nicht ganz froh
werden. So lang Leonore in unserer Nähe lebte,
und die nöthige Schonung dieses Verhältnisses
ihn mit tausend kleinen Banden gefangen hielt,
schrieb ich die Störung meiner Ruhe diesem un-
heilbringenden Einflusse zu. Ich glaubte, daß
mit ihrer Entfernung alle beengenden Verhält-
nisse gelöset, alle peinlichen Rücksichten, die mich
hier zur Verläugnung meiner innersten Grund-
sätze, dort zu kleiner List zwangen, aufhören
würden, und ich sah diesem Ereigniß, wie der
Jahre lang Gefangene dem Moment der gelöse-
ten Fesseln mit Sehnsucht entgegen. Es trat
ein, und mein Zustand ist nicht gebessert.

In den ersten Tagen nach ihrer Abreise lag
eine düstere Beklommenheit, wie ein trübes Ge-
wölk, auf seinem Geist. Es war das Gespenst
seines Weibes, das ihn mitten in dem seligsten
Umfangen glücklicher Liebe aus meinen Armen
emporscheuchte. Er schont sie mehr, als recht ist,
mehr, als sich mit dem, was er sich als Mann,
was er mir schuldig ist, verträgt, und ich werde
manchmahl versucht zu glauben, er liebe sie noch.

Nach und nach ließ zwar diese beengende Unruhe von ihm ab, und er kehrte wieder zu seiner freundlichen Stimmung zurück. Da fingen die Nattern des Neides und der Klatscherey an, um ihn zu zischen, und sein sonst so stolzes Herz vermag durchaus nicht, dieß mit Ruhe zu ertragen. Auch klagt er über wiederhohlte Beleidigungen, die ihm Dein alter Bekannter, Lothar, zugefügt habe, der allerdings in Ansichten, Geistesrichtung und Betragen das in einer seltsamen Laune der Natur aufgestellte Widerspiel Fahrnau's zu seyn scheint. Diese zwey Wesen müssen sich hassen, weil, wie Leonore von Tasso und Antonio sagt, die Natur nicht Einen Mann aus ihnen Beyden machte.

Wahrlich, Lothar könnte bey dieser Mischung nur gewinnen, und auch Ludwig manches drückenden Bandes los werden, wenn er Etwas, ach nur Etwas von des democratischen Freundes kühner Verachtung der Meinung der Menge, und von jener unbezwinglichen Selbstständigkeit hätte, die diesen oft zu einem unerschütterlichen Felsen macht, an den, wenn gleich die Fluth an ihm zerschellt, und die Gewitter mit ihm kämpfen, sich doch die Hütte des Landmanns zuversichtlich lehnt.

Vor einiger Zeit kamen sie hart aneinander. Fahrnau wollte sich über den Streitpunct und den eigentlichen Hergang der Dinge nicht recht gegen mich erklären. Es war eine Ehrensache, die, wie er meint, nicht vor das Tribunal seiner Freundinn gehöre. Sie sollen sich geschlagen haben. Andere sagen, nicht Lothar, sondern der Capitän Fierolles, der Bruder Deines Freundes, wäre mit Ludwig in Streit gerathen, und hätte ihn gefordert. Es wurde darüber eine Menge geschwazt, und man nahm davon sogar Gelegenheit, den Fürsten gegen Fahrnau einzunehmen, der ohnehin nur für jenen als Mensch, aber nicht für den Hof taugt. Alles das führt denn manche trübe Wolke vor Ludwigs Stirn, und er spricht mit ziemlichen Ernst davon, seine Stelle, die er nur gezwungen übernommen, niederzulegen. Das taugt aber durchaus nicht in meinen Plan. Es würde ein sehr störendes Getriebe in den stillen Gang meiner Hoffnungen werfen. Wäre er frey, wohin könnte, wohin würde er mit jener Schicklichkeit die der Abgott seines Herzens ist, und der er Alles aufzuopfern vermag, sich hinwenden, als nach seinen Besitzungen, und zu Leonoren? Darum kann ich es nicht zugeben. Er muß durchaus hier bleiben.

Übrigens glaube ich zu bemerken, daß auch Lothar Fahrnau's Entfernung vom Hofe sehr gern sehen würde. Er haßt Ludwig. Seit dem letzten Vorfall ist die Feindschaft offenbar ausgebrochen, und wer weiß, wie mancher geheime Pfeil selbst durch ihn, der hier sehr bedeutende Verbindungen hat, auf Fahrnau abgesendet wurde. Wenigstens sucht er bestimmt ihn auf alle Art zu reizen. Er nähert sich jetzt auffallend unsern Kreisen, erscheint mit allem Glanz und Trotz, den ihm sein Einfluß und seine Denkart gibt, und besucht öfters sogar mich in den Stunden, wo ich Fremde sehe.

So stehe ich mit meiner Liebe, die so ganz und gar nichts mit jenem Treiben der Menschen zu schaffen hat, mitten in den gährenden Wirbeln kämpfender Gewalten, und kann nichts bewirken, um sie zu stillen, ja nicht einmahl versuchen, mich daraus zu retten, so lange Ludwig hier ist, an den einmahl mein Schicksal für diese Erde gebunden ist. Wirst Du mich nun wieder ungenügsam und verschroben nennen, wenn ich mich in so feindlichen Berührungen des auf allen Seiten roh andringenden Lebens nicht glücklich fühle? Ach! Was jedem vom Geschick Verfolgten Balsam in den Wermuthskelch träu-

felt, was den Ermüdeten freundlich in seine Arme nimmt, und am vertrauten Busen ruhen läßt, die Liebe und innigste Freundschaft, wird für mich zu Gift und Qual, und treibt mich schonungslos aus dem ersehnten Ruheplatz! Und ich soll nicht klagen?

Zweyter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 12ten August 1811.

Alles scheint sich verschworen zu haben, mir das Leben hier zur Hölle zu machen, und die empfindlichsten Schläge kommen gerade von der Hand, von der sie am wenigsten zu erwarten waren, ja von der sie, bey Gott! nie kommen sollten.

Was ist aus mir geworden, Bruder, seit ein wunderbares Geschick mich mit diesem unbegreiflichen, unwiderstehlichen Wesen zusammengeführt? Ein Jahr ungefähr ist jetzt darüber hingegangen. Wo stand ich damahls? Wo stehe ich jetzt? Nein! Ich kann, ich darf mich nicht länger täuschen. Ich liebe Rosalien mit aller Gluth der höchsten Leidenschaft. Einmahl von dem ersten Funken ergriffen, war keine Besin=

nung, kein Kampf mehr im Stande, dem Auflodern der Feuersbrunst zu wehren, die mein ganzes Ich, und, ich fühle es, mein Glück ergriffen hat. Jetzt, jetzt verstehe ich Leonorens Besorgnisse und ihre gezwungene Haltung. Sie glaubte damahls schon gegenwärtig, was erst später wurde; sie hatte mich verurtheilt und aufgegeben, ehe ich schuldig war.

So sehr ich aber mein tiefes Unrecht gegen sie fühle, so sehr fühle ich auch das ihre. Sie hätte mich nicht verlassen sollen! Daß sie es that, ist mir der unwiderleglichste Beweis, daß ihre Liebe sehr ruhig ist. Und das ist es, was mich im Innersten quält. Ist es Gewohnheit, Eitelkeit, tiefgegründete Neigung? Ich weiß es nicht. Aber der Gedanke, Leonoren gleichgültig zu seyn, schmerzt mich tief.

Auch Rosalie quält mich, nur auf ganz andere Art. Jener verächtliche Mensch, den die öffentliche Erklärung seiner Nichtswürdigkeit nicht aus meinen Umgebungen zu vertreiben im Stande war, fängt jetzt an, sich auch ihr zu nähern, und sie duldet es nicht bloß, sondern scheint wohl gar Gefallen an seinem sophistischen Geschwätze zu finden. Sie sieht ihn bey sich, obwohl ich sie dringend gebethen habe, es nicht zu thun. Sie

scheuet sich, sagt sie, ihm das zu sagen; aber sie scheuet sich nicht, Etwas zu thun, was mir mißfallen muß.

Der schlaue Wüstling weiß ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und das ist es, was ihr seinen Umgang so anziehend macht. Sein Witz erschöpft sich in Sophismen, die unter allgemeinen Tadel das feinste Lob für sie enthalten. Er gibt ihr seine wüste Welterfahrung für Lebensphilosophie, und seine kalte Menschenverachtung dient ihr zur schneidenden Folie. Sie sieht sich allein geachtet, wo alles Andere in den Staub getreten wird, und so glaubt sie ihm die herzlos hingeworfenen Bemerkungen, die sie allein von der großen Anzahl der Weiber auszunehmen scheinen, die er verführt, und dem Elend preisgegeben hat.

Ich kenne jetzt einige Theile seiner Lebensgeschichte. Er ist der Sohn armer, aber rechtlicher Bürgersleute aus den Rheingegenden. Dem Willen des Vaters zuwider, der ihn zu einem Handwerk bestimmt hatte, riß ihn sein unbändiger Ehrgeiz hin, ein öffentliches Amt und Ehrenstellen zu suchen. Seine Eitelkeit beleidigte bald seines Gleichen, und sein vorlauter Witz machte ihm seine Vorgesetzten abgeneigt. So sah, oder glaubte er sich zurückgesetzt; aber nach seiner

Meinung waren seiner Beförderung nicht das Ungeschick, womit er sich allen hergebrachten Formen widersetzte, und nicht der Trotz, womit er Alles tadelte und besser wissen wollte, sondern bloß die Vorrechte höherer Classen entgegengestanden. Diese wurden aber bald der Gegenstand seines Hasses, weil sie der seines Neides waren, und mit rachedürstendem Herzen schloß er sich an das System der Weltstürmer an, die eben damahls mit frischem Glanz und kühnem Muth in den Gegenden, wo er lebte, alte Sitte und alten Glauben zu stürzen gekommen waren. Er ließ sich selbst gegen sein Vaterland brauchen, und verließ es mit ihnen, weil er sich nach ihrem Abzug in der Heimath nicht mehr sicher glaubte. Seitdem hat er die Welt unter verschiedenen Masken durchstreift, hier als Künstler, dort als Offizier, da als Banquier an der Pharobank, überall ein eifriger Anhänger und Beförderer seines Systems, und gelegentlich Spion.

Es ist unbegreiflich, wie sich Rosalie über diesen Menschen ohne Glauben, ohne Tugend, ohne Grundsätze, so sehr täuschen, und über seinen Geist und seine Kenntnisse alle seine Laster und Nichtswürdigkeiten, mit denen ich sie bekannt gemacht habe, übersehen kann!

So viel habe ich von ihr erhalten, daß sie ihn seltener bey sich sieht, ja sich auch, wenn es möglich ist, verläugnen läßt, und ihn auf diese Weise nach und nach entfernen will. Sie zu einem raschen Schritte zu bewegen, war unmöglich. Sie fürchtet ihn, ja sie fürchtet auch für mich, wie sie sagt, wenn sie ihn offenbar beleidigen würde.

Was könnte der Elende gegen mich beginnen? Das Schlimmste, was er mir nach seiner Ansicht zufügen würde, wäre, wenn er, die Zahl meiner Feinde am Hofe vergrößernd, früher zu bewirken suchte, was sie meinen Sturz nennen. Aber das ist es eben, vor dem mir am wenigsten bangt. Die beständigen Gegenwirkungen, die ich in Ausübung meiner Bestimmung von so vielen Seiten erfahre, dienen wahrlich nicht dazu, sie mir noch länger wünschenswerth zu machen, und ich würde schon jetzt keinen Augenblick anstehen, meinen Platz zu verlassen, wenn Graf Helfenstein hier wäre, den ich für einen Mann halte, welcher meine Stelle mehr als ersetzen wird, und in dessen Händen allein ich das theure mir anvertraute Pfand, an das eine voll erwiederte väterliche Zuneigung mich bindet, übergeben will.

Dritter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Freudenwald den 15ten August 181.

Eine neue Art von Qual und Unruhe erhebt sich für mich, liebe Bertha, und aus den freundlichsten Beziehungen steigen, wie giftige Dämpfe aus den bunten Blumen der Tropenländer, nur verderbliche Folgen für mich empor.

Ich habe dir geschrieben, daß Lothar seit einiger Zeit mich öfters besuche. Es ist kein gefälliger Geist, der in ihm waltet; aber es ist eine Kraft und eine Sicherheit in seinem Gemüth, die ihn über die armseligen Verlegenheiten des gewöhnlichen Lebens, so wie über alle Vorurtheile und Schwächen hinwegführen. Er weiß bestimmt, was er will, er will es kräftig, und hat Besonnenheit und Muth genug, es bis ans Ende, das ihm immer klar vor Augen steht, zu

verfolgen. Solch ein Gemüth spricht uns allerdings nicht angenehm an, ja es hat für Jene, die seine Überlegenheit fühlen, etwas Drückendes. Ich möchte noch ein Wort aus Göthe's Tasso auf ihn anwenden: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

Ich habe ihn einst gefürchtet. Es lag immer etwas Spöttelndes und Lauerndes in seinen Zügen. Er gefiel sich darin, mich und Andere in kleine lebhafte Streitigkeiten zu verwickeln, mit Sophismen zu spielen, uns die Waffen in der Hand umzuwenden, und sich zuletzt an der Verlegenheit zu ergötzen, in die sein Witz und seine Scheingründe uns gesetzt hatten. Es schien mir kein Gemüth in dem Menschen zu seyn, und ich fühlte mich daher durch seine Gegenwart ziemlich eingeengt, obwohl mein Geist sich bald in dem bunten Spiele des seinigen gefiel, und bald von dessen mächtigen Schwingen, wenn es ihm beliebte, sie für einen ernsten Gegenstand zu entfalten, mit Gewalt fortgetragen fühlte.

Vielleicht bin ich ihm mit dieser Ansicht doch zu nahe getreten. Er mag wohl Gemüth haben, nur kein weiches, anschließendes. In ihm herrscht der Verstand vor. Er fordert scharf und bestimmt,

Ursache und Folgen zu kennen. Was sich ihm im wohlthätigen Halbdunkel der Phantasie zeigt, zieht er unerbittlich ans Licht des Verstandes, vor dem dann die täuschenden Farben alsbald verschwinden. Für Gefühle hat er nur kalte Begriffe. Ich bedaure ihn manchmahl darüber, und er lacht mich dafür aus. Dennoch stossen wir uns nicht mehr so grell ab, wie einst; es scheint als wäre ihm der Umgang mit einem weichen, phantasiereichen Wesen Bedürfniß, und ich gebrauche mich seines klaren Verstandes zum Leiter, oft zum Berichtiger meiner Vorstellungen von der Welt, die mein gequältes Herz mir nun freylich anders als andern Menschen, und, ich will es gestehen, nicht immer richtig abspiegelt.

So sehe ich Lotharn eben nicht ungern bey mir erscheinen. Der schroffe Freund kann mir auch vielfach nützen, und ich fühle endlich, daß auch ich ihm etwas bin. Aber Ludwig haßte ihn von jeher, und glaubt sich seit dem letzten Vorfall berechtigt, ihn zu verachten. Er will durchaus nicht zugeben, daß ich ihn bey mir empfange, und ich scheue mich um so mehr, den kalten, spöttelnden Verstandesmenschen geradezu mit der Wahrheit von mir zu weisen, da er mehr

Einfluß hat, als man glaubt, und seine Plane klug und verborgen durchzuführen weiß.

Das habe ich Ludwig offenherzig gesagt, und einen Hekla in dieser Feuerbrust entzündet. Er kennt keine Furcht und am wenigsten vor Lothar. Er besteht seitdem noch heftiger darauf, daß ich diesen nicht mehr sehe, und er hat mir sogar angebothen, ihm die Verbannung aus meinen Hause selbst zu verkünden, wenn ich nicht den Muth dazu hätte. Das darf aber durchaus nicht seyn. Sprechen, offenbar feindlich begegnen dürfen sich diese zwey Menschen nicht, die wie zwey drohende Gewitterwolken an dem Horizont meines Lebens gegeneinander stehen. Es bleibt mir daher beynahe nichts übrig, als, was eines Jeden durchgreifende Kühnheit durchaus nicht dulden will, ohne ihr Vorwissen geschickt und klug zu vereinigen.

Eines ist, was mich in manchen Momenten noch mehr beunruhigt. Sollte es möglich seyn, daß noch ein anderes Gefühl Fahrnau so unversöhnlich machte? — Nein, es ist unmöglich! Er kann in seiner Brust keiner Empfindung Raum geben, die meiner grenzenlos sich hingebenden Liebe nach allen Opfern, die sie ihm gebracht, so entsetzliches Unrecht thäte! Er kann

auch nicht auf Augenblicke glauben, daß ich fähig wäre, irgend Jemand außer ihn liebenswürdig zu finden! Lothar erscheint mir vielleicht achtungswerth, gewiß aber furchtbar. So ist es meine Pflicht, still waltend für meinen Freund zu sorgen, und, da er es nicht verträgt, die Wahrheit offen zu hören, auch ohne sein Wissen den Haß jenes Geistes zu entwaffnen, und das drohende Gewitter freundlich über seinem Haupt hinwegzuführen. Darnach habe ich auch meine Maßregeln genommen, und solche Anstalten getroffen, daß ich Lothar nicht mit offenbarer Beleidigung zu entfernen brauche, und Ludwig ihn doch nie bey mir treffen soll.

Vierter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 17ten August 1811.

Wir haben unsere Wohnung aufs Neue verändert, und gerade jetzt, in der größten Hitze des Sommers, wo Alles, was kann, die Stadt verläßt, unser Haus in der Residenz wieder bezogen. Rosalie fand, nachdem wir zwey Monathe in Freudenwald zugebracht, nun auf einmahl, daß ihr Gartenhaus feucht, dumpf und ihrer Gesundheit nachtheilig sey. Mir hatte es von allem Anfange an so geschienen. Es ist ein Gebäude ohne Stockwerk, zwar unendlich lieblich zwischen Gebüschen und alternden Bäumen nur halb sichtbar an einem Ende des fürstlichen Gartens gelegen, aber für ein so zartes Nervensystem, wie das meiner Dame ist, nicht berechnet. Ob nun hier nur die Liebe zur Verän-

derung, die ein Grundzug dieses wunderbaren Gemüths zu seyn scheint, oder aber vielleicht, wie ich fast fürchte, noch eine andere Absicht an diesem neuen Wechsel der Umgebungen Schuld ist, getraue ich mir noch nicht zu entscheiden.

Es ist nun ein Jahr, daß ihr Verhältniß mit dem Baron von Fahrnau währt; jetzt aber scheint sich eine andere, und, wie ich glaube, noch viel verderblichere Verbindung anzuknüpfen. Jener Lothar, von dem ich Dir schon öfter geschrieben, kömmt seit einigen Wochen sehr viel in unser Haus. Er scheint die Stunden genau zu wissen, wo Fahrnau durch seine Pflicht im Schlosse gehalten wird, und ermangelt nicht, dann bey Rosalien zu erscheinen. Fahrnau hat das erfahren. Wenn man Rosalien auch viele Fehler vorwerfen kann, so ist doch der der Falschheit nicht darunter. Sie macht kein Geheimniß daraus, daß sie Lothar bey sich empfängt, so wie daß ihr Verstand seine volle Rechnung in der Unterhaltung mit diesem originellen Geiste findet. Darüber ist nun Fahrnau sehr aufgebracht. Er hat von ihr verlangt, daß sie Lothar förmlich das Haus verbiethe; aber Rosalie will sich durchaus nicht dazu verstehen. Sie fürchtet, wie sie sagt, den gefährlichen Mann zu beleidigen, und

hofft zugleich noch immer, ihrem Geliebten bessere Ansichten von Jenem beyzubringen, und zwey so ganz heterogene Wesen, die sie achtet, endlich wohl noch zu versöhnen. So mag ihr die Sache auch wirklich erscheinen, und ihre Eitelkeit sich an dem Triumph weiden, den sie durch jene Vereinigung erhalten würde. Aber ich ahne Böseres. Ich traue Lothar nichts als verderbliche Absichten zu, und wünsche nur, daß weder Fahrnau noch meine Dame unter seinen Planen leide.

Auf jeden Fall hoffe ich durch Gottes väterliche Leitung nicht mehr lange unter diesen Mißverhältnissen aushalten zu müssen, und sehe einem Briefe Herrmanns, oder vielleicht — o Gott, nach langen Jahren bitterer Trennung! — seiner Ankunft entgegen.

Fünfter Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* * gau den 20ten August 1811.

Sally! Sally! Was stehst Du im Begriff zu thun? In welches Labyrinth von Verlegenheiten und Verwirrungen willst Du Dich einlassen? Ich war erschrocken, als ich das Ende Deines Briefes, und in ihm den Vorsatz las, Deine Zusammenkünfte mit Lothar, die Fahrnau Dir verbiethen will, heimlich fortzusetzen. Hast Du überlegt, was es sagen will, mit irgend einem Manne, aber vor allem mit Lothar ein Geheimniß zu haben, und Dich dadurch in seine Gewalt zu geben? Kannst Du vergessen haben, wie er von der Welt und unserem Geschlecht denkt? Und sind die verschiedenen Fälle ganz aus Deinem Gedächtniß getilgt, wo er Frauen, die sich seinem schlau berechnenden Geist unterwarfen,

später oder früher seinen Absichten geopfert hat? Auch scheinst Du nicht zu wissen, wie er recht eigentlich mit Fahrnau steht, und woher ihr gegenseitiger Haß entsprungen ist, und ich erachte es daher für Pflicht der Freundschaft, Dich hierüber zu Deiner Warnung und Belehrung ganz aufzuklären, da mir es die Verkettung der Umstände enthüllt hat.

Fierolles Bruder ist, wie Du weißt, bey euch in der Residenz. Er hat geheime Aufträge für politische Zwecke, und Lothar führt die Correspondenz über jene Mission, da Fierolles besser mit dem Degen, als mit der Feder umzugehen weiß. So sind Beyde oft zusammen, und auch vor einiger Zeit bey einer Seiltänzer-Vorstellung gewesen, die viele Menschen versammelte. Fahrnau kam zufällig in ihre Nähe, ganz unkennbar, ohne ein Abzeichen seiner Würde. Das Gedräng war groß, und Lothar erlaubte sich, nach seiner Art, Eigenmächtigkeiten. Fahrnau, dadurch empört, verwies ihm das, und nahm sich der Unterdrückten an. Fierolles gesteht freymüthig in dem Brief an seinen Bruder, daß Recht und Menschlichkeit ganz auf Fahrnau's Seite waren, wie denn überhaupt seit jener Geschichte dieser eben so viel in des feurigen Jüng-

lings Meinung gewonnen, als Lothar verloren zu haben scheint. Sie kamen alle drey aneinander. Lothar forderte Fahrnau, und dieser weigerte sich mit ihm zu schlagen, weil — denke Dir die unerhörte Beleidigung! — Lothar ein Spion sey. Dagegen ersuchte er Fierolles um einen Gang in den Waffen, und der junge Hitzkopf nahm es mit Freuden an. Das Duell hatte am andern Morgen statt, und Fierolles ward unbedeutend an der Schulter gestreift. Der Ehre war genug geschehen, aber in des Jünglings Seele blieb eine hohe Achtung für seinen Gegner.

Daß Du, daß überhaupt Niemand, als die theilnehmenden Personen, von dem wahren Gange der Geschichte wissen, freut mich für Fierolles und Fahrnau. Es zeigt Zartgefühl und Schonung selbst gegen den Feind. Bewahre aber nun auch Du das Geheimniß, und vor Allem laß keinen der beyden Feinde ahnen, daß Du besser unterrichtet seyst, als sie es wünschen mögen!

Kannst Du aber nun glauben, daß Lothar eine so ungeheure Beleidigung jemahls verschmerzen oder vergeben wird? Kannst Du Dich überreden, daß er nicht unaufhörlich darauf sinne, wie er sich rächen möge? Wer weiß, ob

er nicht eben darum jetzt so viel um Dich ist, damit er irgend ein Geheimniß, oder auch nur eine Schwäche Fahrnau's erlausche, die er zu seinen Planen brauchen könnte?

Nimm Dich in Acht, theure Rosalie! Lothar ist ein gefährlicher, ja ein fürchterlicher Mensch. Gibst Du Dich einmahl in seine Gewalt, so bist Du sein auf ewig. Er kann Dir unendlich schaden, wenn er will. Du kannst Fahrnau's Liebe, sein Vertrauen verscherzen, und vielleicht willenlos sogar zum Werkzeug seines Unglücks werden. Überlege das Alles wohl, liebe Freundinn! Rufe Dir zurück, was wir Beyde aus früherer Zeit von Lothar wissen und richte Dein Betragen mit Vorsicht gegen ihn ein!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 23sten August 1811.

Mit Erstaunen, aber zugleich mit der angenehmen Überzeugung, daß Du mich wahrhaft lieben müssest, habe ich Deinen Brief vom 20sten erhalten. Sähe es nicht einer Parodie gleich, die Dich beleidigen könnte, indem sie Deiner besorgten Freundschaft zu spotten schiene, so hätte ich Lust gehabt, den meinigen ebenfalls mit Fragen und Ausrufungen anzufangen. Wie kommst Du zu so traurigen Vermuthungen? Welche Unfälle haben das heitere Gemüth meiner fröhlichen Bertha so düster geschwärzt, daß sie in einer leichten geselligen Verbindung solches Unheil, in einem geistreichen, wenn gleich etwas schroffen, alten Bekannten einen so furchtbaren Unhold ahnet?

Aber nein! Ich will in diesem Tone nicht fortfahren. Es klänge wie Scherz, und mir ist überall nicht scherzend zu Muth. Allerley trifft zusammen, mich zu verstimmen; selbst Deine treue Liebe dient dazu, mich zu beunruhigen, und endlich müssen auch noch Geister der Vergangenheit — ghosts of my departed goys — aus ihren dunkeln Gräbern aufstehen, um mich durch Erinnerungen zu quälen.

Aber vor Allem zu Deinem Brief! Fürchte nichts für mich von dem wunderlichen Verhältnisse, in welchem ich zwischen Lothar und Ludwig stehe! Meine Liebe für diesen ist so groß, daß Deine Winke, welche Besorgnisse für ihn enthielten, mein Gemüth auf einen Augenblick in die heftigste Spannung versetzten. Ich könnte, ich sollte, wenn gleich unwissend, zu seinem Verderben beytragen? O Bertha! Lieber würde ich sterben! — Aber mich dünkt, Du kennest Lothar nicht recht. Er ist Dir früher in Beziehungen, die zu nahe waren, um bey ihrer Zerreißung nicht peinliche Spuren in Deiner Seele zu hinterlassen, in einem unrechten, vielleicht erst zu schönen, und dann zu häßlichen Lichte erschienen. Ich gebe Dir ja zu, daß er kein gemüthliches Wesen, daß er nicht offen,

nicht hingebend, und ritterlich ist, wie Ludwig; aber darum kann er doch streng rechtlich seyn, scharf und richtig denken, und wenn auch nicht schwärmerisch, doch rein menschlich fühlen. Ich möchte sagen, Lothar hat sich durch seinen Verstand, seine Welt- und Menschenkenntniß über den Niveau des geselligen und bürgerlichen Lebens hinausgeschwungen. Er gehört keiner Caste an, aber er erkennt die Menschen aller Stände mit allen ihren Beziehungen und Bedürfnissen im Spiegel seines wasserklaren Geistes. Er wünscht ihr Glück, und sucht es zu befördern. Ob er ganz richtig sieht, wer mag das entscheiden? Sicher wird der, der als Bürger, Bauer oder Gelehrter unter seines Gleichen aufgewachsen, und nur ihre Wünsche kennend, sie zum Maaßstab alles Großen und Nützlichen nimmt, die Welt und die Menschen ebenfalls nicht richtiger anschauen, als der Adelige, der von seinem Standpunct aus die Dinge um sich her, als Ritter und Edelmann, betrachtet. Daraus folgt aber nichts Schlimmes für Lothars Gesinnung.

Du schreibst, daß er persönlich von Ludwig beleidigt worden ist. So hat Dir der junge Fierolles, den Du selbst einen Hitzkopf nennst, berichtet. Lothar spricht geringschätzig von Fie-

rolles Verstande, und über den Verstand ist der, der selbst so feinen besitzt, gewiß kein verwerflicher Richter. Es ist wahr, Fahrnau scheint den Jüngling zu achten; folgt aber daraus, daß die Geschichte wirklich so war, wie man sie Dir geschildert hat? Würde Lothar einen so ungeheuren Schimpf auf sich sitzen lassen? Würde er nicht in aller Art auf Genugthuung dringen, und seinem Feinde nicht auch bey mir zu schaden suchen? Würde endlich dieser anstehen, mir das Wahre der Geschichte zu vertrauen, da er Lothar so bitter haßt? Du siehst, liebe Bertha, daß es nicht ganz so seyn kann, wie Du glaubst, oder vielmehr, wie der junge Brausewind es gehört haben will. Darum sehe ich auch nicht ein, warum ich etwas von Lothars Umgang mit mir fürchten, und mit allzudüsterer Ansicht eine fern hergehohlte künstliche Auslegung dieses Verhältnisses der geraden, natürlichen, und so begreiflichen Ansicht vorziehen soll, daß nähmlich Lothar, der mich längst kennt, und immer, wenn auch nicht mit Zartgefühl, doch mit Auszeichnung behandelt hat, sich, durch irgend einen Zufall veranlaßt, mir wieder nähert, und ein Vergnügen in meinem Umgang findet, das den sonst schwer zu Be-

friedigenden für längere Zeit bey mir festhält.

Oder geben weder mein Geist noch meine Äußerlichkeit mir ein Recht, dieß von einem vorzüglichen Mann zu glauben? Wahrlich, Bertha, Deine Freundinn muß nicht in gar zu günstigem Licht vor Deinen Augen erscheinen, weil Du ihr nicht zutrauest, daß sie das uneigennützige Opfer der Achtung eines ausgezeichneten Geistes empfangen könnte. — Und wenn der Mann, der gegen die Meisten rauh und gegen Manche ungerecht hart ist, mir gegenüber nachsichtiger urtheilt, wenn es mir gelingt, seine Schroffheit zu mildern, und seinen felsenstarren Sinn zu schmeidigen, soll ich nicht an die Macht meines Werthes, sondern vielmehr an geheime Ränke und Plane von seiner Seite glauben, die mich zum trüben Werkzeug heimlich gährender Rache an dem Geliebten meiner Seele machen sollen? Auch müßte ich wahrlich gar thöricht seyn, um in kopfloser Klatschhaftigkeit die Geheimnisse, und die innigsten Verhältnisse des Mannes hinzugeben, der mich mit glühender Leidenschaft selig und beseligend umfaßt, und, mein Inneres klar im Spiegel der antwortenden Seele erkennend, seine Freuden und Leiden, seine Wünsche

und Sorgen zutrauensvoll und kindlich in meiner treuen Brust niederlegt!

Darum, liebe Bertha, fürchte nichts für mich, nichts für Ludwig! Aber fürchte auch nichts von Lothar! Wahrlich, ich möchte doch wissen, wie und wodurch dieser Mann zu dem Rufe der Unwiderstehlichkeit und dem gar so bösen Leumund bey unserm Geschlechte gekommen ist? Ansprechend ist sein Äußeres nun sicher nicht, seine Sitten sind nicht geschmeidig, ja kaum freundlich, und hell und scharf, wie sein Geist, sind auch seine Urtheile, die oft mitten durchs verletzte Herz mit schonungsloser Kälte hindurch schneiden. Wahrheit geht ihm über Alles. Darum zieht er dem Leben den rosenfärbenen Schleyer des Wahns vom bleichen Antlitz, und raubt der Liebe ihren zartesten Zauber, indem er das Wie und Warum jene oder diese Person uns anzieht, mit dem Mikroscop des Forschers untersucht, und mit dem herzlosen Messer des Anatomen zerlegt. Nein! Lothar kann nicht lieben. So kann er auch nicht geliebt werden, und noch einmahl wiederhohle ich, was ich Dir schon sagte: Es läßt sich nicht an seinem Busen ruh'n, doch läßt sich ihm vertrauen.

O wie so ganz anders ist Ludwig in seiner Schönheit, in seiner kindlichen Offenheit und selbst in dem sprudelnden Stolz der Ritterlichkeit, der ihn, wenn auch der kalte Verstand ihn widerlegen könnte, so unwiderstehlich macht! Wie er so heiß, so hingegeben liebt! Und wie selbst seine ungerechte Eifersucht, die sich seit einigen Wochen immer mehr ausspricht, nur dazu dient, den Zauber, mit dem ich mich an ihn gebunden fühle, zu verstärken!

Es hat wirklich deßhalb stürmische Auftritte zwischen uns gegeben. Er glaubt nicht an mein Urtheil über Lothar, und sein Haß macht ihn blind gegen wahre Vorzüge. Aber selbst sein Zorn, in dessen heftiger Aufwallung er immer edel und zartfühlend blieb, hat ihn meinem Herzen noch theurer gemacht. Ja, Bertha! Ich fühle es, ich sehe es klar ein, Ludwig hat manche Schwächen, und Vorurtheile. Aber diese Schwächen dienen nur dazu, mich noch inniger an ihn zu ketten; denn sie entspringen aus einem zart- und hochgesinnten Gemüth, und sie fügen sich so ganz, und so genau in die Mängel und Ecken des meinigen, daß wir erst dadurch ein recht inniges Ganzes ausmachen.

Indessen da diese Schwächen einmahl da sind,

so scheint es mir Pflicht der Freundschaft und Liebe zu seyn, das, was ich nicht umzuschaffen im Stande bin, mild zu schonen, und klug zu umgehen. Ich kann Lothars Umgang nicht aufgeben, ohne mich der tiefsten Beschämung durch das Geständniß auszusetzen, aus welcher Ursache ich es thäte; ich kann aber eben so wenig wollen, daß sich die feindlichen Mächte begegnen, oder auch nur viel von einander hören. Darum habe ich für gut gefunden, meinen Landaufenthalt, wo Fahrnau mich in jedem seiner freyen Augenblicke unvermuthet überraschen konnte, zu verlassen, und wohne wieder in meinem Hause in der Residenz. Hier weiß ich die Tage und Stunden genau, wann Ludwig kommen kann, und bin in den übrigen frey, zu sehen, wen mir beliebt.

Im Grunde ist mir Alles dieses sehr unangenehm. Das gespannte Verhältniß engt und drückt mich von allen Seiten, und ich vermag mich nicht mehr mit der altgewohnten Freyheit weder gegen Ludwig, noch gegen Lothar zu benehmen.

Zudem wendet sich seit einigen Tagen ein anderer schmerzhafter Stachel in meiner Brust herum, den Zeit und veränderte Verhältnisse beru-

higend eingeschläfert hatten; und so wie dem wunden Krieger die längstverharrschten Narben bey schlimmer Witterung oder Krankheit wieder aufbrechen, und die alten Leiden gleichsam neu zurückkehren, so steht auch jetzt eine höchstpeinliche Erinnerung vor mir auf, die mich über Alles quält, und deren schmerzliche Stiche weder Lothars geistreicher Umgang, noch Ludwigs Liebe ganz zu beschwichtigen im Stande sind.

Julius ist nach einem Irrsal von sechs Jahren nach Deutschland zurückgekehrt, und wohnt nicht weit von hier in Waldemuth bey seinem Oheim. O Gott! Nur mit dem Manne soll das Schicksal mich nicht zusammen führen! Diesen allein fürchte ich, und kann seinen Anblick nicht ertragen; denn gegen diesen allein habe ich ein schreckliches Unrecht. Ich erkenne das tief, wie viel auch Jugend, Unerfahrenheit, und die drückende Last einer Verbindung, welche von meiner Seite nur Überraschung und Dankbarkeit, keine eigentliche Liebe knüpfte, zu meiner Entschuldigung beytragen können. Ich habe sein Leben, wenigstens auf lange Zeit, vergiftet, und das ist meine Schuld.

Edel und großmüthig wie immer, war die erste Regung, durch welche sein Daseyn sich mir

verkündigte, eine schöne Handlung, das Glück eines liebenden Paares, das er stiftete. Du kennst meine Mathilde. Es ist ein gutes, herzliches, und, was noch mehr sagen will, ein sehr gebildetes Mädchen, mit zwar überspannten, aber achtungswürdigen Ansichten von der Welt, die ihr ein gedrücktes Verhältniß, Kummer und Einsamkeit etwas verschroben haben.

Dieses Mädchen ist die Geliebte eines Jugendfreundes von Julius. Er bietet nun dem Freunde ein Amt, und eine Versorgung auf seinen Gütern an, die ihn in Stand setzt, Mathilden seine Hand zu reichen, und thut es mit einer Großmuth und einer Zartheit, die nur der ganz in ihrem Umfange empfinden kann, der Julius großes Herz, so wie ich, gekannt hat.

Mathilde wird mich also verlassen. Ich hätte das noch vor Kurzem sehr schmerzlich empfunden, da ich sehr an sie gewohnt bin, da sie mich des lästigen Details der Wirthschaft überhoben, und das ganze Hauswesen mit eben so viel Redlichkeit als Gewandtheit geführt hat. Aber seit Lothar öfter zu mir kommt, und sie das Mißverhältniß zwischen ihm und Ludwig bemerkte, hat sie sich mehr als einmahl unterstanden, mir ernstliche Vorstellungen darüber zu machen, und ich fühle,

daß ich seitdem einen aufmerksamen Beobachter, der zu Ludwigs Gunsten gegen Lothar gesinnt ist, an ihr habe.

Unter diesen Umständen werde ich jetzt weniger an ihr verlieren; aber es wird doch einige Zeit brauchen, bis ich eine Person finde, die eben so redlich, so geschickt, und vor Allem so gebildet ist, wie sie.

Sie wird glücklich! Du solltest die stille Verklärung sehen, die nun in ihren wirklich angenehmen Zügen liegt. Wie die bleiche Wange ein zartes Roth schuldloser inniger Freude schöner färbt, das sonst trübe blaue Auge so freundlich und selig strahlt, und die ganze zusammengesunkene Gestalt sich hebt! Sie scheint mir größer seitdem, und um zehn Jahre jünger. Ach in manchen Augenblicken kann ich sie um ihre ungetrübte stille Seligkeit beneiden!

Ihr Bräutigam will kommen, sie von mir zu begehren, und abzuhohlen. Ich finde das nicht ganz schicklich. Auch bin ich dem Mädchen Dank schuldig. So soll die Hochzeit bey mir gehalten werden, und er mag dann seine angetraute Frau heimführen. Julius soll mich nicht ganz beschämen, und ich will auch einen, wenn auch kleinen, Theil an dem schönen Werke haben.

Siebenter Brief.

Mathilde Haller an ihre Schwester.

Aus der Residenz den 26ten August 1811.

Zum letzten Mahl aus der lauten glänzenden Stadt, wo ich zwar wenig Freuden genossen habe, die mir aber doch ewig merkwürdig bleiben wird, weil in mir mein Schicksal sich aufhellte, und mein lange gedrücktes Herz sich frohen Gefühlen erschloß, schreibe ich Dir, um Dir zu melden, daß ich sie nächstens, an der Hand meines Freundes, der dann noch einen heiligeren Nahmen tragen wird, verlassen, und mit ihm an den Ort unserer Bestimmung, an den theuren Ort unserer Geburt abgehen werde.

Rosalie — es ist erstaunlich, welche seltsame Mischung von edlen und verwerflichen Regungen, von Zartgefühl und Verkehrtheit in diesem Gemüth beysammen wohnt — Rosalie, die sich zwar trotz der Verschiedenheit unsrer Denkart stets edel

gegen mich betragen hat, beweiset mir nun durch ihr Benehmen, daß auch ihr Herz mir wirklich gewogen ist, und daß es ihr nicht an Sinn für die feinsten Beobachtungen des Wohlstandes fehlt.

Sie nimmt aufrichtigen Antheil an der jüngsten Wendung meines Schicksals, und hat sich bestimmt erklärt, daß ich nur als Vermählte meines Herrmann, an der Hand meines Gatten, ihr Haus verlassen soll. Sie wird meine Hochzeit zwar nach meinem Wunsche und ihrem richtigen Gefühl einfach anordnen; ich bin aber überzeugt, daß sie es an nichts wird fehlen lassen, was zu den Genüssen des gebildeten Lebens gehört. Sie besitzt zugleich Delicatesse und Geschmack, ein feines Gefühl für höhere Freuden, und das Vermögen, allen diesen Forderungen zu entsprechen. Sie freut sich mit kindlichem Sinn darauf, trifft mit froher Geschäftigkeit allerley Anstalten, und wird dabey mehr als einmahl von einem tiefen Gefühl der Wehmuth übermannt, das wohl aus Erinnerungen an eine frühere Epoche ihres Lebens herstammen mag, wo ähnliche schuldlose Freuden sie beglückten, welche späterhin Schicksal oder eigenes Verschulden in eben so viele Stacheln verwandelt haben. Besonders schien es sie gewaltsam zu ergreifen, wenn ich meines

künftigen Aufenthalts in Fallowetz, und meines Jugendgespielen und Wohlthäters, des edlen Tengenbach, erwähnte. Ich unterließ es seitdem, aber es kam mir seltsam vor, wie so manche Eigenheiten und Widersprüche im Character dieser Frau. Man kann sie nicht rechtfertigen, wenn man ihr Treiben sieht, ja man kann sie kaum entschuldigen. Dennoch muß man ihr gut seyn, wenn man sie näher kennt; denn es liegt ein tiefer Grund von Edelmuth, und von Größe, möchte ich sagen, in diesem durch Erziehung, oder, weiß Gott, welche Einwirkung ganz verschrobenen Gemüthe.

Wenn ich das recht überlege, wenn ich ferner die Schönheit und Anmuth ihrer Gestalt, ihre außerordentlichen Talente, und endlich ihre tiefe Leidenschaftlichkeit betrachte, so kann ich auch Fahrnau und seine vielen Vorgänger nicht so sehr tadeln, als sie es sonst wohl vor dem Richterstuhl der strengen Vernunft verdienten. Er hat lange gekämpft, und die Gefahr geflohen. Aber sie ist ihm nachgefolgt, sie hat ihm ihre ganze, unbesiegbare Liebe gezeigt, und Himmel und Erde bewogen, um ihn zuletzt unausweichlich in ihre Kreise zu bannen. So lange Eleonore um ihn lebte, hielt er sich leidlich zwischen Beyden. Jetzt

ist er ganz in Rosaliens Schlingen. Er hängt an ihr mit der entschiedensten Leidenschaft, die durch Zweifel und Eifersucht noch höher angeregt, und zu heller Lohe aufgeflammt wird. Und dennoch! Was wird das Ende dieser unseligen Verirrungen seyn? Ich glaube es schon deutlich kommen zu sehen. Die Sicherheit seines Besitzes fängt an, Rosalien ruhiger zu machen, und Ruhe kann ihr unendlich beweglicher Geist nimmermehr vertragen. So sucht sie eine neue Beschäftigung, und jener Lothar kommt ihrem unsteten Gemüth sehr erwünscht. Er macht ihr nach seiner Art den Hof, und ich muß gestehen, diese Art ist eben so neu, als wirksam. Er hat damit angefangen, sich ihres Verstandes zu bemächtigen. Er tadelt sie, er lacht sie aus, er imponirt ihr, und läßt sie doch auf eine versteckte Weise errathen, daß es mehr als gesellige Unterhaltung sey, was er bey ihr sucht und findet. Sie fürchtet und achtet ihn, ihr lebendiger Geist findet die vollste Rechnung in seinem vielseitig gebildeten, durch Reisen und Erfahrungen bereicherten Verstand, in seinem treffenden Witz, in seinem regen Sinn für Alles, was in der Literatur aller cultivirten Nationen, deren Sprachen er größtentheils spricht, und mit Eleganz

schreibt, sich auszeichnet, und ich fange an zu fürchten, daß Fahrnau's persönliche Vorzüge, seine Denkart und sein Herz nicht sehr lange ein Äquivalent für jene schimmernden Eigenschaften seyn werden. Zwar wird auch die neue Zuneigung, so kühl und ruhig sie jetzt scheint, bald in Rosaliens Gemüth neue Stürme von anderer, aber nicht weniger schmerzlicher Art erregen; nie aber wird sie dahin kommen, zu glauben, daß die Ursache ihres Unglücks in ihr selbst liegt. Eine unbändig hohe Meinung von sich macht jede solche Erkenntniß unmöglich. Sie hat sich vielleicht noch nie in ihrem Leben für strafbar, sondern nur stets für unglücklich gehalten, und so hört sie nicht auf zu fehlen und zu leiden. Betrachtungen dieser Art, die sich mir während meines Lebens um sie täglich aufdrängten, haben auf mich sehr heilsam gewirkt. Ich lernte mich trotz meiner Beschränkungen und Entbehrungen für viel glücklicher preisen, als sie, der ihre Schönheit, ihr Talent, selbst ihr Reichthum, welcher durch die Möglichkeit, jede Laune zu befriedigen, ein unzählbares Heer derselben erzeugt, nur zu Hindernissen ihres wahren Glückes werden, und ich lernte demüthig die Wohlthat eines bescheidenen Sinnes erkennen, den ein dunkles Schicksal ausgebildet hat.

Gott hat nun dieses Schicksal zu Licht und Freude gewendet, und ich will recht innig bethen, daß er mir diesen Sinn auch in der beseligenden Verbindung mit dem Geliebten meiner Jugend, und in so bequemen Lebensverhältnissen, wie die unsrigen durch Tengenbachs Güte seyn werden, erhalten möge. Du kannst nicht glauben, mit welcher Zartheit und zugleich mit welcher Freygebigkeit dieser edle Freund für alle Bedürfnisse seiner Lieben gesorgt hat. Es scheint nie, als gäbe er, als wäre er der Beglücker der Anderen. Wir sind es, die ihm durch Annahme dessen, was er uns so reichlich darbiethet, eine wesentliche Gefälligkeit erzeugen, und Hermann reißt ihn aus einer Verlegenheit, indem er die Amtmannsstelle in Fallowetz annimmt. Daß er beyher mir seine Hand reichen, und Tengenbach zwey Menschen auf ewig glücklich machen kann, das scheint diesen nur wie eine glückliche Zugabe zu erfreuen; und dennoch zeigt der ganze Gang der Dinge, daß, Herrmann zu beglücken, und ihn in die Möglichkeit zu setzen, den einzigen und liebsten Wunsch seines Herzens zu befriedigen, der Hauptzweck von Julius Großmuth gewesen ist.

O meine Liebe! Welch ein Herz! Ich kann es nur

mit dem meines und seines Freundes vergleichen. Zwar sind sie an Sinnesart und Geistesrichtung sehr verschieden; aber so wie zwey Instrumente verschiedener Natur, von geschickten Künstlern in Einklang gebracht, nur eine desto lieblichere Harmonie hervorbringen, so scheint selbst das Ungleichartige ihres Grundcharacters und ihres Temperaments, durch Erziehung und Liebe gleichgestimmt, ein innigeres Band zwischen ihnen zu weben, das Jahre und Trennung nicht aufzulösen, ja nicht einmahl zu schwächen vermochten. O Therese! Ich sehe sehr frohen Tagen entgegen, und es soll für Hermann und mich der schönste Zweck unserer Bestrebungen seyn, wenn uns Julius, wie wir hoffen, zuweilen in Fallowetz besucht, einen Theil der seligen Stille und Zufriedenheit, die uns beseligt, in dieß schöne, und so wenig heitere Gemüth zu verpflanzen.

Achter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 1ten September 1811.

Was sind die Männer für fürchterliche Geschöpfe! Welchen Auftritt habe ich gestern erlebt! War das Fahrnau, der zärtliche, vertrauensvolle Freund, dieser zürnende Löwe, der den Gegenstand eines grundlosen Hasses zu vertilgen strebte?

Ich zittre noch, und bin, obwohl Stunden der Besinnung und Ruhe dazwischen liegen, kaum fähig zu schildern, was geschah. Aber ich kann es Dir nicht verschweigen; denn ich besorge, daß es Einfluß auf mein ganzes Leben habe, und der Ton der gestern erschütterten Gemüther noch lange und grausend in meiner umnachteten Zukunft nachklingen wird.

Es war einer von den weichen, warmen,

herrlichen Sommerabenden, wo die Natur, in Düfte und Schimmer aufgelöst, alle unsere Sinne reger anspricht, und wo die Farbentöne des wolkenlosen Himmels, von dem brennendsten Roth auf den Gipfeln der Berge in ein glühendes Safrangold, von dort durch unnachahmliche leise Schattirungen in das sanfteste Grün, und endlich in reines Blau verschmelzend, uns den gleichungslosen Italischen Himmel mit seinen Zaubertinten, und die tiefe Bedeutung des Lebens hinter den Alpen, wovon wir in unserem strengen Clima uns keinen Begriff machen können, mit sehnsüchtiger Wonne zurückrufen. Lothar kam zu mir: Sie müssen mit mir, gnädige Frau! Sie müssen ins Freye. Der Abend ist so schön, daß man einmahl gar nicht glaubt, in Deutschland zu seyn. Lassen Sie uns hinausfahren, und in der mildschmeichelnden Abendluft vergessen, wo wir leben, und uns ins Götterland der Künste und großen Geister träumen!

Seine Equipage stand vor dem Hause. Es war sechs Uhr. Ich wußte, daß Ludwig vor halb neun Uhr nicht kommen konnte, warf den Shawl um, und stieg in froher Erwartung einer köstlichen Stunde in den Wagen.

Wir kamen ins Freye an den herrlichen

Strom. Die Landschaft glühte im Abendschein, die Berge umzog vergoldeter Duft, die üppige Hauptstadt lag in Glanz und Schimmer, Lerchen trillerten, wilde Schwärme von Mücken zogen in tanzenden Säulen vor uns hin, Alles schien in Wonnegefühl und Behagen aufgelöset. Wir wandelten am Ufer hinan, die Eindrücke der reichen beglückenden Natur in allen ihren Tönen, Farben und Gestalten begierig in uns aufnehmend. Lothar war sehr heiter. Sein lebhafter Geist spielte wechselnd um verschiedene Gegenstände, jeden im eigenthümlichen Licht kräftig auffassend, und in überraschender Darstellung zeigend. Mit Lust folgte ihm der meinige, durch Ernst und Spott, durch Tadel und Anerkennung. Kühn und genialisch schien er Alles durcheinander zu werfen, und doch ließen sich die scheinbar verworrenen Massen befriedigend sondern, und feste Gestaltungen, helle Begriffe von Recht und Unrecht, Wahrheit und Wahn gingen daraus hervor, und stellten sich wie leuchtende Säulen vor dem Blick des Geistes auf, der von ihnen, wie von unverrückbaren Höhen herab, sich in dem untenliegenden Gewühl des menschlichen Treibens und Irrens zu Recht finden konnte.

Wir hatten jetzt den Mayerhof erreicht, der am Ufer in einer höchst anmuthigen Lage zwischen hellgrünen Wallnußbäumen reinlich und bequem hervorblickte. Lothar sandte den Jäger voraus, zu fragen, ob Erfrischungen zu haben wären. Bald war ein Tischchen am Ufer gedeckt, wo ein vereinzelter Arm des Stromes mit stillwiederhohltem Murmeln an das sandige Gestade schlug. Zwischen den Blättern des Nußbaums schimmerte das glänzende Abendroth durch, und die Dämmerung sank in leisen Düften auf die weite reiche Gegend. Ein hübsches junges Weib brachte köstlichen Kaffeh mit reiner Sahne. Wir genossen, schwatzten, die Viertelstunden flogen hin, es fing an zu dunkeln. Du glaubst nicht, wie es Lothar in seiner Gewalt hat, uns in lebendiger Bewegung des Geistes über eine beschränkende Gegenwart hinaus vor hohe Ansichten des Lebens zu führen, und über den großen Angelegenheiten der Menschheit das vereinzelte, zerfallende Streben irriger Gemüther vergessen zu machen.

Da rührte der Klang der Abendglocke aus dem Dorfe hinter dem Hügel an mein Ohr. Die Töne zogen ahnend durch die dunkelnde Luft. Es war etwas Geheimnißvolles, Andächtiges darin, und

nicht ohne Regung sah ich die Bauersfrau seitwärts tretend ein Kreuz schlagen, und, wie es hier zu Lande beym gemeinen Mann Sitte ist, ein Gebeth mit still sich bewegenden Lippen hersagen. Aber in dem Augenblick, wo die Frau sich mit freundlichem Abendgruße zu uns wandte, fiel es mir aufs Herz, daß ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Ich schlug Lothar vor, zurückzukehren. Er fand den Abend so schön, die Zeit so früh. Ich mußte bleiben. Wir machten noch einen Gang am Ufer hin. Jetzt hörte ich ein Viertel über acht Uhr schlagen. Meine Verlegenheit wuchs. Ludwig konnte etwas früher kommen, er konnte mich mit Lothar in seinem Wagen sehen. Das wollte ich durchaus nicht. Aber Lothars sicheres Betragen und sein durchdringender Blick hielten mich scheu zurück. Ich fühlte die Unmöglichkeit, ihm zu gestehen, was mich dränge, eben so lebhaft, als die gebiethende Pflicht, ihn und seinen Feind fern von einander zu halten. Meine Gedanken richteten sich mit peinlicher Gewalt auf diesen Einen Punct. Alles Übrige, die schöne Gegend, der milde Sommerabend mit seinen Sternen, traten in fernes Dunkel. Ich war zerstreut und nicht mehr im Stande, das Gespräch ordentlich

fortzusetzen. Ja selbst die tiefe Ruhe um mich wurde mir drückend; sie schien, der ängstlichen Bewegung in meinem Inneren spottend, recht geflissentlich sich immer tiefer und weiter um uns auszudehnen, während die Schläge der Uhr unaufhaltsam fortgingen, und eine Minute nach der andern verrann.

Jetzt schlug es halb neun Uhr. Es war der letzte Augenblick, wenn ich dem allerschmerzlichsten Begegnisse entkommen wollte. Ich wußte keinen andern Rath, als Lotharn noch einmahl dringend zu bitten, daß er in die Stadt zurückkehren möchte, weil ich fürchtete, daß die feuchte Luft am Strome mir weh thäte. Er ließ meinen Arm los, sah mich einen Augenblick scharf an, und sagte dann mit jener Artigkeit, die ihm zuweilen zu Geboth steht: Gnädige Frau! Ihr Wille ist mein Gesetz, und das größte Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft und in dieser lieblichen Gegend genießen könnte, hört auf eines zu seyn, sobald Ihre Gesundheit dadurch gefährdet wird. Er betonte das Wort stark, und ich sah ein Lächeln um seine Lippen schweben.

Der Wagen kam. Wir stiegen ein, und mir fiel eine Centnerlast vom Herzen. Der Kutscher

fuhr unerträglich langsam, der Weg war steinigt, meine Beklemmung legte sich von Neuem auf meine Brust, und das Gespräch, welches eine Weile lebhafter geworden war, stockte von Neuem. Als wir ins Stadtthor fuhren, war Alles finster in den Straßen, die Laternen brannten, die Nacht hatte ihren Thron aufgeschlagen, und mit langsamen Schlägen gab die Thurmuhr der Domkirche neun Uhr an. Ich glaubte zu vergehen. Ich befahl dem Kutscher am hintern Thor meines Hauses in der kleinen Straße zu halten. „Warum denn?“ entgegnete Lothar. Das vordere Thor ist zuweilen um diese Zeit verschlossen. „Wirklich? Das habe ich nie bemerkt.“

Ich schwieg. Jetzt lenkte der Wagen um die Ecke, und rollte mit großem Gerassel durch die wiederhallende Straße. Ich sprang schnell auf. „Darf ich das Vergnügen haben, Sie auf ihr Zimmer zu begleiten, gnädige Frau? Ich fürchte, Sie sind nicht wohl, die Abendluft scheint Sie angegriffen zu haben, und es könnte —“

Das Herz erstarrte mir bey diesem Anerbiethen. Abzulehnen war es nicht. Stumm, zitternd ging ich an Lothars Arm die Treppe hinauf.

Mein Gott! Gnädige Frau! Was fehlt Ihnen? rief er mit sichtlicher Besorgniß. Er un=

terstützte mich, er trug mich beynahe bis an den Sallon. Ich sah Licht in meinem Schlafzimmer, Ludwig war da — und nur zwey Thüren schieden den bittersten Feind von ihm.

Ich versicherte Lothar, dessen Sorgfalt, so peinlich sie mir fiel, mich dennoch rührte, daß ich nichts als Wärme und Ruhe bedürfe, weil die kalte Luft mir Krämpfe gemacht habe, und daß ich mich sogleich zu Bette legen würde.

Kalte Luft! wiederhohlte er mit schneidendem Ton: Nun über Empfindungen läßt sich nicht streiten. Leben Sie wohl, gnädige Frau! Verschlafen Sie Ihre Krämpfe! Ich werde mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen.

Er ging, und ich athmete auf, wie einer, der zum Tod verurtheilt und begnadigt worden war.

Noch stets zitternd ging ich auf mein Kabinett zu, wo ich die Lichter hatte brennen sehen. Ich öffnete, unbewußt, was ich Ludwig sagen, wie ich seinen Vorwürfen begegnen wollte. Das Zimmer war leer. Die Kammerjungfer kam. Fahrnau war da gewesen, er hatte geforscht, gefragt — er mochte wohl geahnet haben — und war fortgestürzt, ohne daß Nannettens Antwort, die schon früher überhaupt vorbereitet war, ihn bedeuten konnte.

Welche neue Angst! Welcher unermeßliche

Kreis unangenehmer Möglichkeiten that sich vor mir auf! Hatte uns Ludwig vielleicht auf der Straße gesehen? Hatte er mit Jemand gesprochen der uns begegnete? Hatte er Lothar im Hause getroffen?

Ganz verstört warf ich mich aufs Sopha. Da flog die Thüre auf, und Ludwig trat ein. Er sah sich wild um. Wo ist er? rief er.

Wer? antwortete ich so gefaßt, als möglich.

Wer? wiederhohlte er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte: Der, mit dem Sie die schäferliche Spazierfahrt machten, um dessentwillen ich eine halbe Stunde auf Sie warten mußte.

Ich verstehe Dich nicht.

Sein Wagen steht noch vor dem Hause. Er ist hier. Wo hält er sich versteckt? Sein Auge rollte fürchterlich, seine Wange glühte.

So hatte ich ihn noch nie gesehen. Ludwig! sagte ich, indem ich mit großer Mühe mein inneres Zittern verbarg: Wahrlich, Du thust mir Unrecht. Es ist Niemand bey mir. Ich war aufgestanden, und ging auf ihn zu. Er stieß mich von sich. Schlange! rief er: Wo ist dein Buhle?

Das gab mir mein Selbstgefühl wieder. Auf solche Reden habe ich keine Antwort, sagte ich, mich unwillig abwendend.

Er hörte mich nicht. O! rief er: Er wird nicht weit seyn, und ich werde ihn finden. Mit diesen Worten riß er den Dolch aus dem Bambusrohr, das er gewöhnlich trägt, und stürzte an mir, die ihn aufhalten wollte, vorbey zum Zimmer hinaus.

Die Möglichkeit, daß Lothar, mir unbewußt, dennoch im Hause seyn könne, weil sein Wagen noch nicht fortgefahren war, die Vermuthung, daß er Verdacht geschöpft habe und warten wollte, um zu sehen, um wessentwillen ich so dringend zurückzukehren gewünscht, und die Betrachtung, was geschehen würde, wenn Ludwig in seiner Wuth auf ihn träfe, erhoben sich mit so tödtlichen Schrecken in mir, daß ich wankte und zusammensank.

Mathilde kam. Sie hob mich erschrocken auf, sie klingelte, man brachte mich aufs Sopha, und mein Bewußtseyn kehrte nur zurück, um mich mit den fürchterlichsten Ahnungen zu quälen.

Endlich trat Ludwig ins Zimmer. Sein Anstand war gelassener, sein Auge rollte nicht mehr so wild, er sah mich in dem leidenden Zustand, in welchen sein Zorn mich versetzt hatte.

Nach und nach schmolz die leidenschaftliche Wildheit seines Blickes in weicheren Ausdruck,

der Stahl kehrte in seine Scheide zurück, und er trat mir näher. Niemand sprach, auch Mathilde nicht, die mit dem Ausdruck der Mißbilligung in ihren ernsten Zügen mir thätig, aber finster Hülfe leistete.

Auf einen bittenden Blick von mir entfernte sie sich, aber ein leises Schütteln ihres Hauptes konnte mir nicht entgehen. Das Alles mit dem Bewußtseyn, welches Unglück ich ohne meine Schuld hätte anrichten können, stürmte auf mich ein, und meine Thränen brachen hervor. Ludwig stand starr, und sah mich an.

Was soll ich von Dir halten? sagte er endlich. Warum weinst Du?

Ich konnte nicht antworten. Der unsichere Ton seiner Stimme, der zwischen Zorn und Mitleid schwankte, regte mein Innerstes auf. Meine Thränen flossen noch stärker.

Sally! Sally! rief er: Bring mich nicht um den Überrest von Fassung, den diese Auftritte mir noch gelassen haben! Wem soll ich glauben? Deinen Thränen, oder dem Argwohn in meiner Brust?

Ich streckte die Hände zu ihm empor! Kannst du zweifeln, daß ich dich treu liebe?

Treu? rief er: Du bist mit dem Niederträchtigen spazieren gefahren?

Lothar hat mich begleitet. Ich bin nicht gewohnt zu läugnen. Du hast mir niemahls eine gänzliche Zurückgezogenheit zur Pflicht gemacht.

Er wollte mich unterbrechen. Ich fühlte, was er sagen konnte, und setzte hinzu: Alles, was ich mir zu Schulden kommen lasse, ist das längere Außenbleiben. Aber der Abend war warm und schön, und konnte ich Lothar sagen, warum ich zurückkehren sollte?

Er biß sich in die Lippen. Du hast Recht, sagte er, und ich war ein Thor! Aber ich besinne mich, daß ich heut früher bey Hofe seyn muß. Leb wohl! — Er war fort.

Da saß ich mit staunendem Auge und geöffneten Lippen, noch lange auf den Fleck hinstarrend, wo er verschwunden war. Ich wollte ihm nacheilen, aber meine Füsse trugen mich nicht. Ich sank zurück, meine Gedanken verwirrten sich, es ward dunkel vor meinen Augen, ich klingelte, und brachte eine Nacht voll geistiger und körperlicher Leiden zu.

Bertha! Bertha! Was soll aus dieser Verwirrung werden? Wie wird das enden? Ich kann und darf, selbst um Ludwigs Willen, Lothars Rache nicht reizen, ich kann Ludwig nicht

zu billigeren Ansichten stimmen, und stehe unsicher und gepeinigt zwischen Beyden!

Was gestern geschah, kann wieder geschehen; was Ludwig gestern vergebens suchte, kann er ein andermahl finden, und wie dann? O, ich kenne mein Geschick! Die unschuldigsten Regungen, die unbedeutendsten Verhältnisse, die Andern fröhlichen Genuß gewähren, werden nur mir zu Gift! Ich soll nie, nie glücklich werden!

Neunter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

— — hausen den 10ten September 1811.

Die Schilderungen in Deinem Briefe aus der Residenz von den Empfindungen, wie Du Deine langverlorne Geliebte als Deine Braut wiedergesehen, von dem Hause, in welchem ihr euch gefunden, und von den Anstalten, welche zur Feyer Eures Hochzeitfestes gemacht wurden, haben mich tief erschüttert. Sechs Jahre voll Zerstreuungen und Leiden haben, ich fühle es, nicht hingereicht, die Spuren jenes allmächtigen Eindrucks erster Liebe ganz zu vertilgen, und in dem Herzen, das ich einst vergötterte, und nun in seiner Schwäche deutlich erkenne, liegt dennoch Schönes und Edles genug, um mich mit tiefem Schmerz die unglückliche Richtung ihres Geistes bedauern zu machen, welche eine unversiegbare

Quelle der Verkehrtheiten und Leiden für sie sowohl, als für Alles, was sich ihr nähert, geworden ist. Gott möge sie leiten, und ihr einst die Erkenntniß geben, auf welchem falschen Wege sie bisher ihr Glück gesucht hat! Wenn es dann nur nicht zu spät ist! Ich habe ihr verziehen, und hege keinen Groll gegen sie in meinem Herzen. Dieß Zeugniß kann ich mir vor Gott, und vor Dir, mein Bruder, geben.

Glaube nicht, lieber Herrmann, daß diese gelassenen Ansichten das Resultat der ersten Stunde nach Lesung Deines Briefes gewesen sind. Die alte Tiefe, welche strenge Beschäftigung und lange Kämpfe mit stiller Vergessenheit zu bedecken angefangen hatten, war wieder aufgeregt, schmerzliche Erinnerungen, schöne und düstere Bilder stiegen daraus hervor, und gaukelten einige Tage vor meinen Blicken. Nun ist es vorüber, und ich bin wieder ruhig.

Ich habe das Mittel, welches ich immer in solchem Falle als das bewährteste gefunden, angewendet. Ich habe viel gearbeitet, dem Oheim in seinen Verwaltungs-Rechnungen geholfen, und mitunter auch manche neue Schriften gelesen, die ich durch die Güte der Frau von Fahrnau erhielt, welche ich zuweilen beym Pfarrer zu Rosenstein sehe.

„Wahrlich, Bruder, das ist eine vortreffliche Frau. Sie ist gebildet, wie ich in dieser Zeit nur wenige junge Männer gefunden habe. Aber diese Bildung zeigt sich nicht auf der Oberfläche, nicht im Gespräch; sie geht nur aus dem schöngerundeten Ganzen dieses Characters, aus dem richtigen Urtheile, aus den würdigen Ansichten von der Welt, dem Menschen und ihrem eigenen Standpunct hervor. Sie führt jetzt mit Sicherheit und Ordnung die Oberleitung der ganzen Ökonomie, und schreitet in der Erziehung der beyden höchstliebenswürdigen Kinder fort, die bisher das gemeinschaftliche Werk der beyden Ältern war.

Überhaupt scheint auch Fahrnau ein Mann von tieferem Gehalt zu seyn, als seine jetzige unselige Verirrung vermuthen läßt. Hierin aber — ich lege mit bitterer Beschämung die Hand aufs Herz — kann wohl ich ihn nicht schonungslos verdammen. Zwar habe ich etwas Großes für mich und gegen ihn anzuführen. Ich habe Leonoren wenig gekannt, und ich hatte kein heiliges Band zu verletzen, als ich ihr um jenes Gegenstandes willen entsagte. Aber ich kenne den Reiz und die unwiderstehliche Gewalt dieses Wesens, und die Hand mit dem aufgehobenen

Stein würde vor dieser Erinnerung sinken, wenn es je in meiner Art wäre, solche Steine gegen menschliche Schwächen aufzuheben.

Ich höre Fahrnau hier in der Gegend als Menschen, als Vater seiner Unterthanen, und als Ökonomen von Jedermann loben. Schon die grenzenlose Liebe seiner Frau für ihn, die sie zwar wie jede ihrer Tugenden scheu verbirgt, müßte für seinen Werth bürgen, wenn ihn auch die allgemeine Stimme nicht bewährte.

Leonore mahlt sehr schön. Ich erfuhr das zuerst durch den Pfarrer; aber ich erstaunte, als ich bey ihm einige flüchtige Handzeichnungen von ihr sah, die eben so viel Festigkeit als Sinn fürs Schöne verrathen. Als ich sie wieder daselbst traf, führte ein Zufall das Gespräch auf diesen Gegenstand, und ich erfuhr nun, daß sie auch, und zwar mit Meisterschaft, in Öhl mahle. Ohne Ziererey sprach sie mir von dieser Fertigkeit; aber was sie sagte, und wie? zeigte von tiefer Kunstkenntniß und reiner Liebe dafür, und ich konnte ihr ankennen, wie ihr das Herz aufging, als sie wahrscheinlich nach langer Entbehrung einmahl wieder mit Jemand über diesen Gegenstand eifrig und offen sprechen konnte. Im Feuer des Gesprächs erwähnte sie auch zweyer

historischen Gemählde, die sie vor Kurzem verfertigt habe, und obwohl es sie in der nächsten Minute zu reuen schien, so ergriffen der Oheim, der beynahe verliebt in diese Frau ist, der Pfarrer, und ich das entflohene Wort, und sie mußte uns versprechen, die Gemählde das nächste Mahl mitzubringen.

Das ließ nun ihre Bescheidenheit nicht zu; aber sie sandte sie am andern Morgen dem Pfarrer, wo wir sie bey unserem nächsten Besuch fanden. Wahrlich, Bruder! Das ist keine Dilettantinn, das ist eine vollendete Künstlerinn!

Die Gemählde sind aus der Geschichte Pantheas in der Cyropedie genommen. Auf dem ersten waffnet sie ihren Gemahl Abradates, ehe er mit Cyrus in die Schlacht geht. Die beyden Gatten stehen im Vorgrunde. Er ist eine wahre Kriegs- und Heldengestalt, in deren schönen Zügen die freudige Kampfeslust von dem Schmerze des Abschieds gedämpft wird. Panthea mit Augen, die die hervordringenden Thränen gewaltsam zurückzwingen, und um deren Mund ein freundliches Lächeln den schmerzhaften Zug zu verbergen strebt, ist eben beschäftigt, ihm das Schwert umzugürten. Ein Paar Sclavinnen mit Helm und Schild stehen seitwärts. Alles

ist ungemein edel und meisterlich ausgeführt. Dennoch mußte es in meiner Meinung dem zweyten Bilde weichen, wo Abradates todt am Ufer des Pactolus in den Armen seiner unglücklichen Witwe liegt, und Cyrus hinzutritt, um des erschlagenen Freundes Rechte zu fassen. Panthea scheint weder für Cyrus, noch für seine Theilnahme und seine Tröstungen Sinn zu haben. Ihre Blicke hängen nur an dem Todten. Sehr schön gedacht ist die Gruppe, deren Spitze der königliche Cyrus stehend bildet, während ungemein weiche Linien an seinem wallenden Mantel und den niedergestreckten Armen niederlaufen, und Alles sich zu einem vollkommenen Ganzen rundet.

Eine Bemerkung, die uns der Pfarrer mittheilte, machte mir diese Bilder, als den Ausdruck tugendhafter unglücklicher Liebe, noch anziehender. Abradates soll sprechende Ähnlichkeit mit Fahrnau haben. Wenn das so ist, so muß dieser sehr schöne und zugleich edle Züge haben, und, es sey nun, daß diese Ähnlichkeit mit Willen in die Bilder kam, und die Verlassene sich unter Pantheas Schicksal zum Theil das ihrige denkt, oder daß das liebende Herz die theuren Züge, die ihm stets vorschweben, unbewußt verewigt, auf jeden Fall spiegelt sich ein schönes Gemüth in

diesen Bildern, und daß Panthea auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der Mahlerinn selbst hat, bürgt für ihre Anspruchslosigkeit, die, sich selbst vergessend, nur mit der Kunst und dem geliebten Gegenstand beschäftigt war.

Der Umgang mit dieser Frau ist für mich auch noch auf andere Art anziehend. Ich habe durch sie eine Menge Producte unserer neuesten Literatur kennen gelernt, die während der langen Dauer meiner Abwesenheit mir, wie ich sehe, ganz fremd geworden ist. Ja wahrlich fremd, lieber Bruder, im eigensten Sinn, und befremdend zugleich! Fahrnau hat eine gewählte Bibliothek in Rosenstein. Die Winterabende wurden sonst damit zugebracht, daß er Leonoren das Bessere oder wenigstens das Neue vorlas. Sie kennt also das Vorzüglichste, und theilte es mir entweder mit, oder unterrichtete mich wenigstens davon. Welche Veränderung, welchen ungeheuren Umschwung hat die Literatur meines Vaterlandes in diesen sechs Jahren erlitten! Welcher seltsame Geist hat sich ihrer bemächtigt! Das Erste, was sich mir aufdrängte, war die Bemerkung einer Unzahl von Zeitschriften und Taschenbüchern. Alle Wissenschaft und Kunst scheint uns jetzt nur durch sie in kleinen

leichten Gaben gereicht zu werden, wie man etwa Kindern gibt, die stärkere oder reichlichere Nahrung nicht vertragen. Dann herrscht in diesen Schriften die unnatürlichste Abwechslung. Sinngedicht, historische Anecdote, moralischer Aphorismus, Schwank, Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, Alles tanzt in bunten Reihen durcheinander, und es scheint, als fürchtete man, der Ernst der Wissenschaft, wenn er in seiner ganzen Würde aufträte, möchte die entnervten Geister schrecken, oder der Scherz die abgestumpften zu schnell sättigen, wenn nicht zuweilen etwas heterogenes sich ihm zur Würze beymischte.

Noch weit befremdender, als die Form, war mir aber der Inhalt dieser Schriften, besonders aus dem Gebiethe der schönen Wissenschaften. Ein wunderbarer Geist der Frömmigkeit, ja eigentlich der Frömmeley, herrscht in den meisten derselben. Es ist nicht die einem vernünftigen Menschen so anständige als natürliche Verehrung des höchsten Wesens nach den Lehren unserer geoffenbarten Religion, nicht der Hinblick des gläubigen Herzens, das mit kindlicher Ergebung Alles auf Gott bezieht, und Gott in Allem findet; nein, es ist Köhlerglaube, der keine noch so abentheuerliche Legende oder Sage bezweifelt,

und mit völliger Verzichtleistung auf seine Vernunft, Alles für wahrhaft hält, oder zu halten vorgibt, was der Haufen im zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderte glaubte.

Ich weiß, wie Du über solche Sachen denkst, und ich erinnere mich der Zeiten wohl, wo Dein klarer Verstand kaum die dichterische Auffassung eines mystischen oder legendenartigen Gegenstandes wollte gelten lassen, und wir über Herders Legenden und noch mehr über Chateaubriand's Werke oft und heftig stritten. Was seit diesen sechs Jahren erschienen ist, übertrifft alles vorhergehende bey Weitem, und, wie ich von der Frau von Fahrnau und mehreren Personen gehört, ja endlich selbst bemerkt habe, so greift dieser Geist des Mittelalters auch in andern Künsten auf eine sonderbare Art um sich. Man ahmet diese Zeit nicht etwa bloß in ihrem Guten, das sie wie jedes Zeitalter und jedes Ding überhaupt hat nach, sondern man bemüht sich ganz vorzüglich, in Gemählden und in Gedichten auch ihre Fehler, nothwendige Erzeugnisse der damahls wenig verbreiteten Bildung, wieder in Schwung zu bringen.

Man gibt uns, nachdem in der Italienischen und Niederländischen Schule, und den Antiken

uns Muster aller Schönheit und Richtigkeit vor Augen schweben, Figuren mit klappernden dünnen Beinen in steifen Stellungen, sündigt gegen Zeichnung, Colorit und Menschenverstand, und glaubt dann etwas um die Religion sehr Verdientes zu leisten, und den frommen Sinn jener Zeit, in der man das einzige und wirksamste Gegengift unserer Entmannung und Verdorbenheit zu finden meint, damit ganz wieder herzustellen.

Ich habe über diese sonderbaren Erscheinungen, eben weil sie mich sehr ergriffen, vielfach nachgedacht, und glaube eine Erklärung derselben gefunden zu haben, die mich befriedigend dünkt, ob ich mir gleich nicht anmaße, auszusprechen, daß sie wahr und erschöpfend ist. Ich halte diese auffallende Hinneigung des menschlichen Geistes zu allem Religiösen, Gemüthlichen, Alten, ja selbst zum Übermaaß und zur Carricatur in diesen Dingen, für die auch in mechanischen Gesetzen bemerkbare Neigung der Körper, die von einem starken Stosse bewegt, nie die Mitte haltend von einem Äußersten zum andern schwanken.

Noch sind es nicht zwanzig Jahre, daß Zweifelsucht und Unglauben Alles, was sich der kalte

Verstand nicht wie zweymahl zwey vorrechnen oder unter das Gebieth eines Sinnes bringen konnte, als Traum und Schwärmerey verlachten. Die heiligsten Gefühle und Begriffe des Menschen wurden ein Spott des Witzes, und Jener dünkte sich der Klügste, der mit oberflächlicher Verwerfung alles dessen, was er nicht begreifen konnte, sich selbst und seinen Vortheil als das Höchste aufstellte. Sittenlosigkeit, Ausschweifungen und alle Wirkungen der niedrigsten Selbstsucht waren Begleitung und Folge dieser Grundsätze. Da erhub sich, zum Theil von eben diesen Ideen erzeugt und unterstützt, das Gewitter in Westen, und wälzte sich verderblich und zermalmend über Europa hin. Der Jammer ist allgemein, die erschreckte Menschheit bebt in sich selbst zurück, und sucht ihr Heil in dem Gegentheil von dem, was sie für den einzigen Ursprung ihres gegenwärtigen Unglücks hält. Scharfsinnige Geister brachen die Bahn. Es wurde gezeigt, daß, was man bisher für erhaben und nützlich gehalten, bey näherer Beleuchtung diese Benennung nicht verdiene und die Vergangenheit weder so barbarisch noch so thöricht gewesen sey, als man bis jetzt glaubte. Ich habe den Anfang dieser Periode,

noch in Deutschland erlebt. Man erstaunte zuerst, ereiferte sich, widersprach, und fing endlich an, die Richtigkeit mancher Behauptung einzusehen. Eine Unzahl schwächerer Geister, von dem neuen Lichte geblendet, taumelte ihm nach, und übertrieb, wo die Meister in den Schranken der Wahrheit blieben. Die Gegenwart war durch das äußere Unglück zerstört, die Zukunft düster, man wandte sich mit Heftigkeit zur Vergangenheit, und umfing sie mit aller Kraft des Scheiternden, der, von brandenden Wogen und tosendem Sturm herumgeworfen, dort allein noch Rettung finden kann.

So allein kann ich mir die Hast, und die unüberlegte Allgemeinheit, mit der man jetzt Alles, was das Mittelalter erzeugte, ohne Prüfung, ohne Sichtung annimmt, und so auch die häufigen Conversionen Akatholischer zu unserm Glauben erklären. Man sucht sein Heil in Ergreifung, ja in der Übertreibung desjenigen, dessen Vernachläßigung man für den Grund der gegenwärtigen Leiden hält. Das wäre wohl an sich so unrecht nicht, wenn nur diese Liebe zum Alten, Würdigen in Religion und Verfassung, dieß Beugen vor dem Unbegreiflichen, mit einem Wort, wenn Religiosität

Vaterlands- und Fürstenliebe, kindlich frommer Sinn, und keusche Sitte nicht bloß in Worten und Schriften, sondern wirklich in den Gemüthern lebten. Aber leider sehe ich hiervon wenig oder gar keine Spur. Man schreibt von altdeutsch strenger Sitte, und lebt frey und zügellos wie im neunzehnten Jahrhundert; man wechselt Religionen und Ehegatten, ohne den Frieden in der gefolterten Brust zu erringen; man spricht vom Jammer des Vaterlandes und von zerstörter Nationalität, und begrüßt mit Jubel Alles, was uns von der Seine herkömmt; man bewundert und besingt den ritterlichen Muth, die kühne Todesverachtung der Kreuzfahrer, und möchte nicht einen Tropfen Blutes vergießen, oder Eine gewohnte Bequemlichkeit entbehren, wenn es gilt, dem gemeinschaftlichen Feind mit gemeinschaftlicher Kraft zu widerstehen, und jeder beugt und schmiegt sich vielmehr, und sucht sich für sich, wie er kann, durch den Drang der Umstände durchzuwinden.

Auf diese Art sehe ich auch kein Heil in dieser Umwälzung, sondern eine bloße Mode, die vorübergehen wird, wie so manche andere, wie das Zeitalter der Kraftgenies, der Mondscheinhelden u. s. w. Ein Zeichen, das mir schon jetzt

die Hinfälligkeit der meisten Producte dieser Zeit zu beurkunden scheint, ist die Schreibart, welche in vielen derselben — ehrenvolle Ausnahmen fehlen auch hier nicht — herrscht. Es ist größtentheils Manier, Ziererey, kindische Nachahmung oder Verworrenheit, und oft alles dieß zusammen, weit von den Mustern in gebundener und ungebundener Rede aus dem goldnen Zeitalter unserer Literatur entfernt. Was aber nicht classisch geschrieben ist, bleibt nicht am Leben. Besonders scheint Verworrenheit der Setzung und ein absichtliches Wählen der uneigentlichsten Ausdrücke, um irgend einen Begriff zu bezeichnen, oder eine Ansicht darzustellen, in theoretischen Schriften ein Hauptbestreben der Verfasser.

Es klingt wunderlich, und ist doch wahr, daß gerade hier, bey Definitionen, Aufstellungen von Grundsätzen, Erläuterungen dunkler Begriffe, wo die größte Deutlichkeit der Ideen, und die strengste Präcision des Ausdrucks Statt finden sollte, eine Verworrenheit und Unbestimmtheit herrscht, die himmelweit von der klaren und gehaltvollen Schreibart echt philosophischer Schriften verschieden ist.

Hier kömmt man zuletzt auf den gediegenen Kern, und lernt, wie Du Dich aus der Zeit, wo

wir miteinander Mendelsohn, Kant und Fichte lasen, erinnern wirst, bald die mit Sinn gewählte Terminologie dieser großen Geister verstehen, die dann wie der Schlüssel zu ihren hohen Gedanken zu betrachten ist. So nicht in den neuen Büchern. Man forscht und forscht, die Gedanken weichen immer in unbestimmteres Dunkel zurück; man glaubt zu verstehen, und ahnet doch nur, erräth halb, und muß halb unerörtert lassen, was man ganz zu durchdringen endlich ermüdet aufgibt. Nein, Bruder! Ich finde nicht, daß unsere Literatur gewonnen hat.

Doch ich sehe mit einer Art von Schrecken, wie lang mein Brief geworden ist, ohne daß ich noch von Deinen Angelegenheiten, die doch auch die meinen sind, etwas gesprochen habe. Nimm, liebster Hermann, meine besten Wünsche zu Deiner Heirath, und laß Dir, wenn Du Glücklicher am Arme Deines geliebten Weibes von der Residenz nach Fallowetz reisest, einen kleinen Umweg von einem halben Tage gefallen, um nach Waldemuth zu kommen, wo ich mich ebenfalls, wenn ich die Zeit ungefähr weiß, einfinden, und Dich, o mit welcher Seligkeit! nach so langer Trennung an meine Brust drücken werde. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 8ten September 1811.

Mit großer Freude habe ich aus Deinem letzten Brief von 29ten des vorigen Monaths gesehen, daß Deines Mannes Geschäfte endlich beendigt sind, und er sammt Dir bald in die Residenz zurückkehren wird. Dann werden wir uns freylich noch nicht sehen; aber wir werden uns sehr viel näher seyn, und mit Grund die Hoffnung nähren, uns besuchen zu können. Rosenstein ist keine Tagreise von der Residenz entfernt. Ach wer Lust hätte, mich zuweilen zu besuchen, könnte in drey Tagen mit Postpferden hin und her seyn, ohne daß der Besuch eben gar zu kurz wäre. Du wirst diese Lust haben, meine Clara! Das weiß ich, und so hoffe ich denn, Dich und auch Deinen edlen Gemahl bald zu sehen.

Neues kann ich Dir nichts sagen. Seit ungefähr vier Wochen ist in den einfachen Gang meines Einsiedlerlebens noch mehr Leere gekommen. Ludwig schreibt mir nur sehr selten, oder, wenn ein Brief kömmt, ist er kurz, abgebrochen, enthält außer Verfügungen, die auf dem Gute zu treffen sind, und liebevollen Erkundigungen nach mir und den Kindern nichts weiter, und trägt das Gepräge eines verwirrten und verlegenen Gemüthes, das, mit Einer Hauptidee beschäftigt, für alles Übrige keinen Sinn mehr hat. Es ist nur zu klar, daß jene Person ihn völlig in ihren Schlingen hat, und unumschränkt über ihn herrscht. Ich weiß, daß am Hofe laut von diesem Verhältniß gesprochen wird, daß auch der Fürst darüber ungehalten ist, und man sich besonders über die Nähe ihrer Wohnung an dem fürstlichen Garten stieß. Jetzt erfahre ich, daß sie diesen Aufenthalt unlängst wieder verlassen hat, und in der Residenz wohnt. Wieviel noch Kränkenderes hin und her gesagt, erdichtet oder erlogen wird, kann ich nur muthmassen, oder aus einzelnen Äußerungen errathen. Darnach forschen mag ich nicht, und weiche vielmehr jeder solchen Aufklärung geflissentlich aus. Was könnte ich auch erfahren, das nicht meine Wunden

noch tiefer ritzen, und zu dem Schmerz über den Verlust meines höchsten Guts noch den empfindlichsten aller Stacheln fügen würde, den, ihn nicht mehr so rein und würdig zu finden, als er sonst vor mir stand.

Ach Bertha! Das wäre der herbste Schmerz für mich, wenn sein Bild wirklich einst vor mir verdunkelt, und in den trüben Nebel des Unrechts oder der Gemeinheit gehüllt würde!

Glaube nicht, daß ich so kindisch bin, zu finden, daß er jetzt an mir recht handelt! Ich fühle sein Vergehen ganz; aber ich kann es nur einer Art von Bezauberung zuschreiben. Ich war Zeuginn der tausend Künste und Ränke, welche aufgebothen wurden, ihn seiner Pflicht untreu zu machen, und seines aufrichtigen Kämpfens dagegen. Ich sah das Unglück beynahe unvermeidlich herankommen. Unvermeidlich, sage ich; denn es wird wohl wenige oder vielleicht keinen Mann geben, der solchen Bestrebungen einer schönen, geistreichen und listigen Frau zu widerstehen vermöchte. Die Beyspiele liegen täglich vor Augen. Und darf ich endlich den Mann überhaupt schon ganz verurtheilen, weil er in Einem Puncte fehlte? Kann man nicht als Mensch, als Bürger, als Staats-

diener noch höchstverehrungswürdig seyn, wenn man auch als Ehegatte sich Vergehungen hat zu Schulden kommen lassen? Sieh, liebe Schwester! So strebe ich, mein geliebtes schönes Seelenbild mit jeder Kraft eines heißen Wunsches, und mit jeder Macht der Überredung fest zu halten. Es soll mir nicht verschwinden, es soll nicht von dem Nebel der Unwürdigkeit umschleyert werden. Der leiseste Duft dieser Art würde hinreichen, das Licht der Verklärung zu verdüstern, in dem es sonst vor mir schwebte, und das eine nothwendige Bedingung meines inneren Friedens ist. Darum meide ich seit einigen Wochen jeden, auch den einfachsten Umgang. Ich mag nicht hören, was die Menschen sagen, und noch weniger, wie sie es sagen. Nicht, als ob es darum, weil es gesagt wird, schon wahr wäre; aber mich kränkt auch das falsche Gerücht, und es thut mir weh, wenn ich Andere lieblos urtheilen höre, weil ich, leider! zum offenen Widerspruch keinen Muth habe. Auch unsern würdigen Pfarrer besuche ich nicht mehr. Man trifft ihn selten allein, und in der Stimmung, in welcher ich bin, ist mir jede Berührung mit fremden Geistern, wie eine Verletzung.

Nur in völliger Einsamkeit bey meinen Kin-

dern, und in den altbekannten Umgebungen meines Hauses ist mir leidlich. Da wiege ich mich in dumpfe Stille, und halte mich, wie Jemand, der an einem wunden Theile seines Körpers leidet, und nur durch gänzliche Ruhe den wüthenden Schmerz beschwichtigen kann, wenn gleich das stete Nagen des dumpfen Wehegefühls nicht aufhört. O, warum hat es dahin kommen müssen!

Eilfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 15ten September 1811.

Wie das enden wird, sehe ich nicht ein. Die Knoten der verworrenen Verhältnisse verschlingen sich eng und immer enger um mich, hemmen jeden meiner Schritte, und drohen mir mit endlos unauflösbaren Verstrickungen, durch die hindurch mein ermüdetes Auge nichts als unbefriedigende Beziehungen, und eine wüste Dämmerung erblickt, in der sich keine Gestalt deutlich erkennen läßt!

Jenes unselige Ereigniß mit der Spazierfahrt, von welchem ich Dir vor einigen Wochen schrieb, hat, wie ich es fürchtete, sehr unerfreulich nachgewirkt. Ludwigs Argwohn, der schon früher erwacht war, ist auf eine Art rege und lebendig

geworden, die ihm keinen Augenblick der Zuversicht und Ruhe mehr erlaubt.

Er sieht Gespenster am hellen Tage, und quält sich und mich mit einem unseligen Scharfsinn, überall Gefahr oder Beeinträchtigung zu finden. Ich leide sehr dabey. Er sieht es, und es dient nur dazu, noch einen Stachel mehr, den einer augenblicklichen Reue, in seiner ruhelosen Brust zu erwecken. Zwar zeigt sich, wenn er so in himmlischschönen Momenten sich einer vorhergegangenen Aufwallung, und der krankhaften Empfindungen anklagt, die seine stürmische Eifersucht über mich gebracht hat, der wahre Hintergrund dieses weichen, kindlichen Gemüths in seinem unwiderstehlichen Reiz, und er steht dann wieder als das hohe Götterbild vor mir, wie er mir vor einem Jahre in **bad erschien. Aber diese schönen Momente währen nur kurz, und nur zu bald tritt wieder das Scharfe und Schneidende unseres jetzigen Lebens verletzend hervor.

Mich beleidigt dieß ewige Bespähen und Beargwohnen. Ich thue nichts Unrechtes, und nichts in Geheim. Daß ich Lothar schätze, mich in seinem Umgange angesprochen, und auf gewissen Saiten meines Gemüths befriedigt fühle, die gerade bey Ludwig weniger Anklang finden, das ha-

be ich diesem selbst nicht verborgen. Lothar ist ein ganz anderes Wesen, als er. So muß er auch andere Saiten meines Ichs in Bewegung setzen, und ich würde unbillig, ja ungerecht seyn, wenn ich nicht gestände, daß das lebhaft wechselnde Spiel mir angenehm ist, in welches sein geistreiches Gespräch, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und der tiefe Blick, womit er die Zeit und ihre Bedürfnisse klar erkennt, mein Gemüth versetzen. Dieses leichte Hinschweben auf den ewig bewegten Wogen der Gedanken, dieses Emporgetragenwerden von einem stärkeren Geiste, als wir sind, diese hellen Ausblicke in die scheinbar verworrenen Verhältnisse, die sich durch seine Darstellungsart leicht und klar vor uns ordnen, wie die Säulen des Tempels vor dem, der auf dem rechten Mittelpunct steht, dieß Wiederfinden seiner eigenen, dunkeln Begriffe in dem hellen Spiegel des befreundeten Geistes, dieser hohe Seelengenuß ist wohl mit nichts an Vergnügen zu vergleichen, als mit dem wonnigen Rausche einer aufblühenden Leidenschaft, und er hat noch den Vorzug voraus, daß ihm weder Abspannung noch Reue nachfolgen können, weil er bloß den oberen Gemüthskräften angehört.

Ich habe einige Abweichungen in meiner bis-

herigen Lebensart gemacht. Ludwigs allzu ängstliche Sorge für seinen Ruf, eigentlich die Furcht vor Eleonoren, zwang ihn und mich zu strenger Verheimlichung unserer Gefühle. Seine Neigung zur Eifersucht, die Gewohnheit auf dem Lande viel allein zu seyn, vielleicht auch das Ermüdende seines Erziehungsgeschäftes machten ihm einen stillen ungestörten Umgang mit mir zum Bedürfniß. Er wurde unmuthig, wenn er Jemand traf; ja mehr als einmahl entfernte er sich schnell, ohne mich zu sehen, wenn er hörte, daß ich nicht allein sey. Das alles machte mir ein gänzliches Zurückziehen von der Welt zur Nothwendigkeit. Ich sah weniger Leute, um mir mehr stille Stunden zu sparen, und jene belebten, genußreichen Abende, wo unsere besten Köpfe, Künstler, und was auf höhere Bildung Anspruch machte, sich bey mir versammelte, hörten nach und nach ganz auf. Lothar machte mich schon seit langer Zeit auf den Nachtheil aufmerksam, den dieß nicht bloß auf meine Unterhaltung, sondern selbst auf meinen Geist haben mußte, indem ich, so lange das Verhältniß mit Ludwig währt, auch beynahe alle meine poetischen Arbeiten aufgegeben hatte. Es ist auch wahr. Ich fühlte mich selten dazu aufgelegt. Das Gespannte, Unnatürliche

einer Liebe, die, so rein und zärtlich, sich dennoch ängstlich verbergen sollte, wie ein Verbrechen, lag um so drückender auf mir, da ich sah, daß trotz unserer Sorgfalt, und manches Opfers, das ich brachte, mein Verhältniß zu Ludwig der Welt und Eleonoren doch kein Geheimniß geblieben war. Ich gestand dieses Alles Lothar unverhohlen. Warum sollte ich mich der Beruhigung berauben, mit dem verläßlichsten und zugleich gescheutesten Mann, den ich kenne, hierüber offen zu sprechen? Er hörte mich freundlich an. Er billigte meine Ansicht, bewunderte meine Selbstverläugnung, sprach mit Achtung von Fahrnau's Character, und tadelte nur seine Ansichten, die er aus Standesvorurtheilen und Erziehung herleitet. Aber er bath mich, in meiner Nachgiebigkeit gegen eine trübselige Stimmung nicht zu weit zu gehen. Er zeigte mir einen klaren sichern Weg, Ludwigs Forderungen und die Bedürfnisse meines Geistes, der nun doch auch so gut, wie das Herz, seine Rechte habe, zu vereinigen, und es wurde ausgemacht, daß ich zwey Tage in der Woche, an welchen sich Ludwig ohnehin selten frey machen kann, zu Hause bleiben, und jene Gesellschaften, denen ich früher entsagt hatte, wieder bey mir sehen sollte. Das ist nun

schon einigemahl geschehen, und ich glaube zu spüren, daß diese zwanglos heiteren Berührungen auf mich wohlthätig gewirkt haben. Lothar ist die Seele solcher Gesellschaften. Er hat mir einige recht artige und interessante Künstler aufgeführt. Wir lesen, machen Musik, oder plaudern. Ich habe ein Paar kleine Gedichte niedergeschrieben, deren Ideen ich lange fruchtlos in meinem Kopfe herumtrug, ohne in den beengenden Verhältnissen genug Freyheit des Geistes zu finden, um ihnen Worte geben zu können. Lothars klarer vorurtheilsloser Geist, seine eigene Weise, Alles zu durchschauen, und das so Durchschaute mit wenigen Zügen so vollgenügend vor Augen zu stellen, daß uns in der heiteren, ruhigen Ansicht wohl wird, wie am schönen Abend nach einem Gewittertage, wo Farben und Formen sich rein und bestimmt aus der tiefblauen Luft scheiden, und erfreulich vor unsere Blicke treten — diese köstlichen Gaben des treuen Freundes halfen mir zu richtiger Erkenntniß meiner selbst, und wälzten die beengenden Lasten von meiner Brust. Der befreyte Geist schwang die entfesselten Flügel, und versuchte freudig den langentwohnten Flug.

So bewege ich mich denn wieder mehr in meinem

eigensten Elemente, ich lebe wieder der Kunst, und jenen Ansichten, die, weit über den Gesichtskreis der Alltäglichkeit hinausgerückt, diejenigen, die sie fassen können, auch aus den lastenden Formen und Regeln heben müssen, die eben ja nur für jene Alltäglichkeit erdacht worden sind.

Ludwig sieht diese Veränderung mit stiller Angst. Ich erkenne den Schmerz wohl, der seine Brust verletzt. Aber kann ich es ändern? Soll ich dem geflügelten Genius die Schwingen ewig binden, oder gar lähmen, weil der Gefährte an seiner Seite, von Wahn und Menschenfurcht gefesselt, ihm nicht folgen kann, oder — will? Ich bin Ludwig so innig, so herzlich gut! Es liegt eine Kindlichkeit, ein Gefühl fürs Recht, eine Zartheit, Treue und Festigkeit in seinem Gemüthe, wie in keinem andern. Aber er versteht mich nicht ganz, und macht mich somit an seiner Seite nicht froh.

Er ist seit einigen Wochen ganz verändert. Sein Frohsinn ist verschwunden. Trübe schwüle Ansichten, die seinem offenen Gemüthe einst ganz fremd waren, sind von außen in ihn hineingekommen. Sein Geist hat nicht die Macht, diese heterogenen Theile abzustoßen, oder zur ge-

nügenden Einheit in sich zu verarbeiten. Das hat das Hofleben gethan. Auf dem glatten Boden, von allen Seiten umgarnt, und mit List und Bosheit umstellt, unendlich reizbar im Punct der Ehre, und wirklich schwach gegen das Qu'en dira t'on — ist es ein Wunder, daß sein Geist in unabsehbaren verwickelten Beziehungen seine Freyheit, und den großartigen Ausblick über Welt und Menschen verlieren mußte?

Ja, ich sehe, wie ich im Anfang des Briefes sagte, nicht ab, wie das enden soll; aber ich will mir durch voraus genommene Sorgen nicht den frischen Reiz der Gegenwart verkümmern, und sagen, wie Clärchen im Egmont: Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken, ist schreckhaft. Wenn sie da ist, wollen wir uns geberden, wie wir können.

Zwölfter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Freudenwald den 20ten September 1811.

Graf Helfenstein wird vor der Hälfte des nächsten Monaths zurückerwartet. Ich sehe seiner Ankunft mit Sehnsucht, als dem Zeitpuncte meiner Erlösung entgegen; denn ich kann es am Hofe nicht länger mehr aushalten.

Es ist wahr, ich trage hierin nur meine Schuld; aber dieses Geständniß taugt nicht dazu, den Stachel des Unmuths zu mildern, der unaufhörlich in meinem Innern wühlt. Unter dem täuschenden Schein künftiger Nützlichkeit und guter Dienste, die ich meinem Fürsten und dem Vaterlande leisten könnte, wußte die arglistige Verführung mich anzulocken, ich entzog meine Hände der goldenen Fessel nicht, die sie mir darreichte, und wurde so ihr Eigenthum, ihr Raub.

Ach Bruder! Ich habe hier Alles verloren, Freyheit, Gemüthsruhe, Bewußtseyn, und mein häusliches Glück! Und jetzt, nachdem ich Alles dahingegeben habe, weicht der schlüpfrige Boden unter meinen Füssen. Neid und Cabale haben mir, ich fühle es wohl, das unbedingte Vertrauen des Fürsten entzogen; die Bosheit arbeitet mir auf allen Pfaden entgegen, und zerstört in Geheim, was ich mit treuer Mühe baute; ja man sucht mir sogar den einzigen Schatz, den ich noch besitze, meines Zöglings Liebe zu entwenden. Und wenn ich nun, von solchem zwecklosen Treiben ermüdet, zu ihr eile, der ich mehr als die Freyheit, der ich mein ganzes Ich und meinen Frieden geopfert habe, wenn ich in ihrer einst so grenzenlosen Liebe Trost und Aufheiterung suchen will, dann stehen auch dort wieder neue Furien auf, mich zu geißeln, und der Unseligste von allen Menschen, den ich eben so verachte, als hasse, bemächtigt sich immer mehr und mehr ihres Vertrauens — vielleicht ihres Herzens — Nein! nein! Das kann nicht seyn! Das wird nicht seyn! Ihr Herz kann er mir nicht rauben. Das hängt mit zu festen, innigen Banden an mir. Wenn ich mir jene Scenen hervorrufe, wo sie um meinetwillen den Ruf der

Welt, ihre Gesundheit, ihr Leben aufs Spiel setzte, wenn ich an die Tage in Sarning, an die seligen Stunden des vorigen Frühlings denke — nein! es kann nicht seyn! Sie kann den kalten Verstandesmenschen, der nur s i ch liebt, und unter der Maske der Weltbürgerschaft die ungeheuerste Selbstsucht verbirgt, nicht lieben. Das zarteste, heißeste, verletzbarste Herz kann an einer Marmorbrust keine Ruhe finden.

Geändert ist Rosalie; das ist sicher. Zwar bleibt ihr Betragen gegen mich immer warm, zärtlich, leidenschaftlich; aber ihre Denkart und ihre Lebensweise ist nicht mehr dieselbe. Ich fühle von allen Seiten die Einwirkungen des bösen Dämons, der sie umschwebt, und dem sich zu entziehen, sie weder Bitten, noch Vorstellungen bewegen können. Aber, Bruder! eben diese veränderte Lebensweise hat ihrem Wesen eine Heiterkeit gegeben, die sie in frisch aufblühendem Reiz neuer Gesundheit noch unwiderstehlicher macht. Wie oft komme ich zu ihr, den Busen voll Sorgen, voll Klagen und Ärgerniß über die Welt, über sie selbst! Ach schon bey ihrem Anblick schwindet ein Theil derselben, und, wenn sie spricht, wenn diese zarten Züge sich in schönen Linien bewegen, diese himmlischen Augen so liebevoll zu

mir aufblicken, und diese weichen Arme sich zauberisch um mich schlingen, was könnte sie mich dann nicht überreden? Was würde ich ihr nicht glauben?

Mehr als zehnmahl war ich schon fest entschlossen, eine Änderung ihres jetzigen Betragens geradezu zu fordern, oder ihr zu sagen, daß sie mir entsagen müsse. Aber wenn sie dann mit ihrem gewandten Geist mir meine Sorgen auszureden sucht, es doch nicht dahin bringt, die geängstete Liebe zu beruhigen, und sich zuletzt mit Thränen an meine Brust wirft, und mich auf Alles hinweiset, was sie für mich gethan, geopfert, gelitten — wie ist es möglich, dann meinen Vorsatz zu behalten, oder hart mit ihr zu sprechen?

Aber wenn ich wieder zu Hause, einsam, in den hohen weiten Prunkgemächern bin, keine liebende Seele um mich, nur kalte förmliche Gesichter, von denen ich überzeugt bin, daß sie dem nächsten Augenblick begierig entgegen sehen, wo sie mich stürzen, und auf den Trümmern meines Glücks sich das ihrige erbauen könnten; dann fallen mich wieder alle Schlangen des Mißmuths und des zerstörten Bewußtseyns an, und ich fühle mich unaussprechlich unglücklich! So, Bru-

der, dreht sich mein Geist in diesem ermattendem Kreise von Seligkeiten und Verzweiflung ruhelos herum. Mein ahnendes Herz fragt hundertmahl, der ruhige Verstand antwortet hundertmahl, und es erfolgt keine Befriedigung.

Ich vermag auch seit einiger Zeit nicht mehr ordentliche Briefe an Leonoren zu schreiben. Ach, der Gedanke an ihren Gemüthszustand, und an ihre Empfindungen über mich, ist ein Abgrund, vor dessen grauser Tiefe mir schwindelt. Ich habe vielleicht ihr Leben vergiftet, das nur mir gewidmet war! Ich habe dieß Herz vielleicht zerrissen, daß nur für mich schlug! — Vielleicht! An diesem Vielleicht hängt das Spinnengewebe meiner täuschenden Beruhigung. O Bruder! Es liegen Qualen in meiner jetzigen Lage, von deren grausamen Stacheln ich vorher auch keine Vorstellung hatte, und deren Bild Eleonoren, möchte ich ihr auch noch so strafbar erscheinen, erschüttern, und sie dahin bringen müßte, mich zu bedauern.

Wenn ich oft recht in die düsterste Tiefe schmerzlichen Nachdenkens versinke, dann steigt, um mich noch mehr zu peinigen, ein himmlisch schönes Bild, verherrlicht durch allen milden Reiz der Vergangenheit, und herausgehoben durch

den blendenden Strahl schmerzlicher Reue, vor mir auf, das Bild meines früheren Lebens auf Rosenstein, mit Eleonoren, mit meinen Kindern, und unter meinen Unterthanen im segensvollen ungehemmten Wirken für das, was mir das Liebste und Nächste war, jenes freudige Streben, jene süßen und schnell belohnten Bemühungen für die, ohne deren Glück das meine weder in sittlicher noch bürgerlicher Hinsicht bestehen konnte. Wenn ich so nach dem nützlich vollbrachten Tagewerk Abends zurück kam, das holde Weib mit den Kindern mir entgegen gieng, ich vom Pferde sprang, die kleinen Engel in meine Arme schloß, und Leonore — Fort! fort mit diesen Erinnerungen! Zu was der Aufblick des Verdammten in die ewig verscherzten Freuden des Paradieses!

Dreyzehnter Brief.

Mathilde Walter an ihre Schwester.

Fallowetz, den 1ten October 1811.

Verzeih, liebste Therese, wenn dieser Brief etwas spät auf die letzten flüchtigen Zeilen folgt, die Du aus der Residenz von mir erhieltest, und ich erst jetzt, da ich schon vier Wochen lang dem edelsten Manne durch heilige Bande angehöre, und mein Schicksal für den Rest meines Lebens nach allen Wünschen meines Herzens festgestellt ist, dir eine ausführliche Nachricht von mir gebe.

Daß Herrmann in der Residenz eingetroffen war, habe ich Dir geschrieben. Unser Wiedersehn habe ich Dir nicht geschildert. Es wäre vergeblich gewesen, dieß zu unternehmen. Nach langen Jahren hoffnungsloser Trennung waren unsere Herzen noch dieselben, wie in den schönen Tagen unserer früheren Jugend. Herrmann hat sich in

Nichts geändert, als in seinem Äußeren, das ich männlicher, gewandter, und darum noch angenehmer finde, als damahls, wo die Einförmigkeit seines Lebens und Umgangs ihm keine vielseitige Ausbildung gestattete. Stelle Dir mein Erstaunen vor, als ich durch meinen Mann erfuhr, daß Rosalie die Gemahlinn unsers Wohlthäters, oder vielmehr — seine Witwe ist! Sie empfing Herrmann mit einer so achtungsvollen Freundlichkeit, richtete unser Hochzeitfest mit so viel Herzlichkeit und Geschmack an, und behandelte uns bis zum letzten Augenblick so schwesterlich, kann ich sagen, daß wir beyde innig gerührt von ihr schieden, und mein Mann wirklich aller Überzeugungen bedurfte, die er von Julius erhalten hatte, um nicht ganz von ihr bezaubert zu werden. Jetzt bleibt eine aus Mitleid und Achtung gemischte Neigung für sie in unserer Brust, und, wie verkehrt auch ihr Benehmen ist, wie wenig ihre Grundsätze gebilligt werden können, — sie wird ewig Ansprüche auf meine Zuneigung und auf meinen Dank haben. Das habe ich ihr auch betheuert, als ich mit Thränen von ihr schied, und sie tief und wunderbar gerührt war.

Von der Residenz ging unser Weg nicht al-

sogleich hierher. Wir hatten noch Besuche zu machen, die für mich äußerst anziehend waren. Durch eine göttlich schöne Gegend, die von angenehm begrünten Hügeln sich nach und nach zu immer höheren Bergen erhob, führte mich mein Herrmann zuerst nach Waldemuth seinem Freunde entgegen. O meine Schwester! Welch ein edler hoher Mensch ist Julius! Hier in Fallowetz, wo er seine Kindheit und erste Jugend zugebracht, und einige Jahre an der Seite jener bedauernswürdigen Verirrten gelebt hatte, umringen uns lauter Spuren seines segnenden Geistes, aber auch die sichtlichen Merkzeichen seines nachmahligen Unglücks.

Er empfing uns mit heftiger Rührung. Lang und sprachlos lagen Herrmann und er sich in den Armen. Sie hatten sich so viele Jahre nicht gesehen, und so manche traurige Ereignisse waren zwischen ihre letzte und diese Zusammenkunft getreten. Alle schmerzlichen Wirkungen derselben schienen in schneller Folge in Julius Zügen vorüber zu gehen. Aber er schwieg, oder er vermochte wohl nicht, seinen Gefühlen Worte zu geben.

Als die erste Erschütterung vorüber, und der Sturm niedergekämpft war, trat Julius freundlich auf mich zu, bewillkommte mich wie

eine liebe, lang vermißte Verwandte, und rief mit einem unendlich holden Wesen die Zeit unserer gemeinsamen Spiele, und so manchen kleinen Streich, den wir einander gespielt, mir ins Gedächtniß zurück. Er wäre so gern noch einmahl ein Kind mit mir gewesen. Ach die Narben in seiner Brust werden ewig den freyen Erguß solcher heiteren Gefühle hindern!

Auch sein Oheim ist ein liebenswürdiger Greis. Wir brachten drey schöne der heiligsten Freundschaft geweihte Tage in Waldemuth zu. Julius ist die einzige Freude seines hochbetagten Oheims. Er liebt ihn wie einen Sohn, und der Neffe erwiedert diese Neigung mit kindlicher Ergebenheit, und gibt sich mit so viel Zartgefühl, so viel — Anmuth, möchte ich sagen, den manchmahl wunderlichen Einfällen des guten Alten hin, daß Herrmann und ich ihn zugleich bewundern, und noch inniger lieben mußten.

In Waldemuth hörte ich zufällig des nahgelegenen Rosenstein erwähnen. Hier lebt die gute unglückliche Eleonore, an die mich schon im Anfange unserer Bekanntschaft ein inniges Wohlwollen zog, und die mich später durch die Art, mit der sie ihr Schicksal trug, mit der höchsten Achtung erfüllte. Julius kennet sie längst, und

hat sie jetzt wieder einigemahl gesehen. Es ist dasselbe Mädchen, eine Baronesse Bernheim, die er vor zehn Jahren hätte heirathen sollen. Er erzählte mir viel von ihr, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, wie ganz anders Alles gegangen seyn würde, wenn er dem Willen seiner Ältern gefolgt, und Leonoren statt Rosalien die Hand gegeben hätte! Ob solche Gedanken sich auch in seiner Seele bewegt haben, weiß ich nicht; aber er schätzt Leonoren sehr, und bewundert vor Allem die stille Fassung, mit der sie ihren Kummer, dessen Anblick der bitterste Vorwurf für ihren Mann wäre, vor der Welt verbirgt. Doch scheint es, wie Tengenbach sagt, als ob ihr die Gewalt, mit der sie sich vor Fremden beherrscht, in die Länge beschwerlich fiele; denn sie zieht sich von aller Gesellschaft zurück, und sucht in tiefer Einsamkeit jede Berührung mit der Außenwelt, die dem Leidenden so oft verletzend wird, zu vermeiden.

Diese Ansicht hielt mich ab, wie es vorher mein Wunsch gewesen war, auf einen Nachmittag nach Rosenstein, das nur zwey Stunden von Waldemuth entfernt ist, hinüber zu fahren. Ich sagte es Julius. Er stand einen Augenblick zweifelnd an, ob nicht vielleicht der Besuch einer Frau,

und einer Person, die stets von ihr mit gütiger Auszeichnung behandelt worden war, hier einen Unterschied mache. Während wir noch überlegten, kam ein Billet von Leonoren. Sie hatte von meiner Anwesenheit in Waldemuth, von meinem Glücke gehört, lud mich freundlich ein, sie zu besuchen, und bath mich, ihr meinen Mann aufzuführen.

Eine reine Freude glänzte aus Julius Augen, als ich dieß Billet las. Er ließ gleich nach Tische anspannen, und schien sich herzlich darüber zu freuen, daß unser Besuch der Trauernden ein paar heitere Stunden bringen würde. Sie kam uns mit großer Freundlichkeit entgegen, erkundigte sich um Alles, und weidete sich recht an dem Anblick fremden häuslichen Glücks, während sie selbst daran darben muß. Auch fand ich sie sehr verändert. Sie ist viel magerer, viel blasser geworden, und in den großen dunkeln Augen liegt ein unendlich wehmüthiger Ausdruck. Doch schien sie für diesen Augenblick Alles vergessen zu haben, und sich voll schöner Heiterkeit nur mit der Gegenwart zu beschäftigen. Ihre Kinder sind höchst liebenswürdig, und der Knabe ist ganz das Bild seines Vaters. Leonorens Auge ruhte oft mit stiller Traurigkeit auf ihm, und ich konnte mir leicht sagen, was dann in ihrem Gemüthe vorging.

Von Julius und seinem Oheim spricht sie mit großer Achtung, dennoch scheint es, als trüge sie kein Verlangen, diese Bekanntschaft zu unterhalten, und Tengenbach mag also wohl Recht haben. Wir schieden vergnügt von ihr. Hermann war sehr für sie eingenommen, und dieser Besuch erhöhte den Reiz noch mehr, den der Aufenthalt in Waldemuth für mich hatte.

Am vierten Tag brachen wir endlich auf. Julius begleitete uns eine Strecke, und wir gelangten, nicht ohne einige Beschwerden in dem sehr gebirgigen Lande, an den Ort unserer Bestimmung.

Hier umfingen mich die Geister der Vergangenheit, und alle Leiden und Freuden meiner Jugend erwachten hell in mir. Ich begrüßte den wohlbekannten Ort mit heißen Thränen, denen ich nicht wehren konnte. Mein Hermann verstand mich ganz, er theilte und milderte zugleich durch seine richtigen Ansichten meine heftige Rührung, und so kam mein bewegtes Herz nach und nach zur Ruhe.

Nun bin ich hier eingewohnt. Wir haben Zimmer in einem Flügel des Schlosses bezogen. Die Beamtenwohnung ist durch lange Vernachläßigung verfallen. Julius bestand anfangs ernstlich darauf, daß wir sein ehemahliges Apartement

uns zueignen, und also ganz, wie die Herrschaft selbst, im Schlosse walten sollten. Das hat Hermann mit Festigkeit abgelehnt. Er ist Oberamtmann. Als dieser will er wirken und leben, und ich fühle, er hat vollkommen Recht. Auch Julius sah zuletzt die Richtigkeit dieser Gründe ein. Es war nur sein volles, von Liebe überströmendes Herz, gewesen, das ihn zu dem Wunsch verleitete, seinen Freund in den Besitz aller möglichen Bequemlichkeiten und Genüsse zu setzen.

Daß ich tief und innig beglückt bin, kannst Du wohl denken. In Hermanns Besitz, in seiner Liebe, in seinem Umgang allein schon würde ich die höchste Seligkeit finden. Nun kommen aber noch die Annehmlichkeiten einer nicht bloß sorgenfreyen, sondern sehr bequemen Existenz, die Reize dieser lieblichen Gegend, und die holden Geister meiner Jugendträume dazu. Hier lebe ich mit dem ersten und einzigen Freunde meiner Kindheit und Jugend nach langer schmerzlicher Trennung auf ewig vereint, und diese Berge, welche Zeugen unserer fröhlichen Kinderspiele und unserer erwachenden Neigung waren, sehen uns nun in reiferen Jahren glücklich, und sollen auch unser stilles vergnügtes Alter sehen.

Vierzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 20ten October 1811.

Mein Nachfolger ist angekommen, und ich habe mein Amt niedergelegt. Die Eile und die Entschlossenheit, womit ich die Sache betrieb, schienen den Fürsten zu befremden. Wie seltsam doch die Großen der Erde sind! Er hätte den Schlüßel zu meinem Benehmen leicht in dem seinigen, und in dem seiner Umgebungen finden können. Das war wohl schon seit Langem nicht mehr, wie Anfangs. Er hatte auf die Einflüsterungen meiner Gegner gehorcht, und es wurden dabey Dinge ins Spiel gezogen, die nun einmahl mit meinem Amt in gar keiner Verbindung standen, und zu stehen brauchten. Die Hofschranzen hatten sehr bald den veränderten Wind mit der scharfen Witterung eines Spürhundes bemerkt, und ihr Betragen ge-

gen mich war zugleich Ursache und Folge des seinigen. So wurden mir denn von allen Seiten, versteckt und offen, Hindernisse in den Weg gelegt, überall gab es unübersteigliche Beschwerlichkeiten, und alle alten Formen und Etiketten wurden gegen mich in Schlachtordnung aufgestellt. Nur Ein einziger Mann war unter ihnen, der es zuletzt noch redlich mit mir meinte — der Hofmarschall. Zwar war auch dieser früher auf ihrer Seite gestanden; aber ein unbedeutender Dienst, den ich dem alten ehrlichen Diener seines Fürsten aus Billigkeitsgefühl geleistet hatte, gewann mir sein Wohlwollen. Indessen beschränkten auch seine Äußerungen sich nur auf Warnungen und heimliche Eröffnungen. Auf ein Handeln oder muthiges Entgegenstemmen war bey diesem unter Förmlichkeiten und Rücksichten grau gewordenen Hofmann niemahls zu rechnen. Ich sah also deutlich, daß hier für die gute Sache nichts mehr zu thun war, und fand es der Klugheit und der Rechtlichkeit gemäß, jetzt von einem Platze abzutreten, wo innere und äußere Verhältnisse sich der genügenden Ausübung einer schönen, aber verantwortlichen Pflicht widersetzen. Ich that diesen Schritt mit Überzeugung, folglich leicht und ohne Reue. Nur ein Moment war mir schmerzlich und schwer. Es war die Trennung von meinem

geliebten Zögling, der mit aller Wärme kindlicher Liebe an mir hängt, und der mir dadurch, und durch die Fortschritte seiner Entwickelung theuer geworden ist, wie ein eigener Sohn. Diese Liebe zu ihm wird auch nie in meiner Brust erlöschen, und das Bewußtseyn dessen, was ich ihm gewesen, wird stets aus der dunkeln Nacht meines Aufenthalts an diesem Orte des Unglücks und der Verworrenheit wie ein freundlicher Stern in meine Zukunft strahlen.

Ich habe Leonoren meine Dienstentsagung gemeldet, und ihr verkündigt, daß ich, sobald ich noch Verschiedenes hier geordnet haben werde, zu ihr und meinen Kindern eilen würde. Sogleich, Bruder! jetzt sogleich ist es mir unmöglich, dahin zu kommen. Nicht als ob der Gedanke, bey meinem edlen trefflichen Weibe, und bey meinen geliebten Kindern zu seyn, für mich etwas Schreckendes hätte? O vielmehr liegt die höchste Seligkeit des Lebens darin, und das Bild meiner früheren Jahre schwebt in Himmelsreizen marternd vor mir! Aber es liegt zu viel zwischen dieser Vergangenheit und meiner Zukunft, als daß ich hoffen könnte, diese je ganz befriedigend wieder an jene knüpfen zu können. Die Kluft ist zu groß, und das Geschehene nicht ungeschehen zu machen.

Auch herrscht noch immer Rosaliens Bild mit Zauberreiz und Allgewalt in meiner Brust. Ich erkenne seine Verderblichkeit, aber auch seine Macht. Zwar fühle ich nur zu deutlich, daß auch hier nicht mehr Alles ist, wie es war. Argwohn, Mißtrauen, gerechte Zweifel steigen unabläßig in mir auf, vergiften jeden stillen Genuß, verdüstern jede Stunde heiteren Umgangs, und scheuchen mich oft von ihrer Seite empor. Aber wenn sie mir dann wieder mit unwiderstehlicher Anmuth entgegenkommt, mir vertrauensvoll die Hand reicht, mir unbefangen erzählt, was sie gethan und gesprochen, wenn sie mir ihre treue hingegebene Liebe zeigt — dann ersterben die bitteren Vorwürfe auf meinen Lippen so wie der düstre Vorsatz, ihr zu entsagen, in meiner Brust, und ich gehöre ihr wieder an, wie vordem, bis in der Einsamkeit jene quälenden Furien, verbunden mit dem Bewußtseyn meines Unrechts gegen Leonoren, sich von Neuem erheben, und so das alte Spiel in ewig aufreibendem Kreislauf fortgeht. Nein! Mit diesen Gefühlen in der Brust kann und darf ich nicht zu Leonoren zurückkehren. Ich darf das stille Heiligthum ihres schönen Wirkens, und, ach Gott! vielleicht ihrer Wehmuth nicht mit meinem düster verworrenen

Treiben entweihen. Mein Kampf muß hier ausgekämpft werden. Ich muß klar sehen, und darnach meine Maßregeln ergreifen. Lange kann diese Ungewißheit nicht mehr währen. Aber auch dann, wenn ich Alles deutlich erkennen, wenn ich überzeugt seyn sollte, daß ich hintergangen, aufgeopfert bin, darf wohl der von Leichtsinn und Verkehrtheit Verschmähte, Verstossene, mit dem Bewußtseyn seiner Schuld beladen, vor das Antlitz des reinen Engels treten? Nein, Bruder! Nein! Ich darf auch das nicht! Ich habe Leonoren, und mit ihr mein ganzes Erdenglück, denn ich habe mein Bewußtseyn — verwirkt.

Fünfzehnter Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 24sten October 1811.

Ich verließ Sie gestern, gnädige Frau, in einer sehr unangenehmen Stimmung. Ihr Geist war befangen, Ihr Gemüth beunruhigt. Sie waren nicht mehr Sie selbst. Ich ging deßhalb. Es wäre, obgleich nothwendig, doch vergeblich gewesen, in dieser Spannung Ihres Inneren Ihnen mit gelassenem Muth zu zeigen, wie das Alles anders seyn sollte, und so leicht anders seyn könnte. Auch mißtraute ich mir selbst bey diesem Geschäfte. Der Freund kann nicht gleichgültig bleiben, wenn er die theure Freundinn leiden sieht; das Bewußtseyn ihres Kummers raubt ihm die nöthige Unbefangenheit, und die Thränen, die geliebte schöne Augen trüben, trüben, wenn ich so sagen darf, auch den freyen Ausblick seines Geistes.

Lächeln Sie immer über den Prosaisten, der es wagt, vor der ersten Dichterinn ihres Vaterlandes mit einem poetischen Bilde aufzutreten, und schließen Sie daraus auf die Macht des Antheils, den Ihre Leiden mir einflößen!

Ja, Rosalie! Sie haben gestern sehr gelitten, obgleich Sie es mir verbergen wollten. O versuchen Sie dieß nimmermehr! Ihr Wesen ist zu zart, und die reizende Hülle, die den beweglichsten und edelsten Geist umgibt, zu ätherisch, zu durchsichtig, um irgend eine seiner Regungen dem Auge der besorgten Freundschaft zu entziehen. Solche Anstrengungen können nichts hervorbringen, als Ihnen eine schmerzhafte, ja verderbliche Gewalt anzuthun, ohne Sie doch an Ihr Ziel zu führen.

Überlassen Sie, holde Freundinn, das traurige Geschäft der Verstellung entweder jenen abgehärteten Geistern, die unter den Stößen des täglichen Geschäftslebens jede zarte Fühlbarkeit abgestreift haben, oder jenen kleinen Seelen, die ihre armselige Welt in Intriguen finden! Die wohlverdiente Gunst des Schicksals hat Sie über das Erste erhoben, und zu dem Zweyten sind Sie viel zu gut.

Sie können sich nicht verstellen, Rosalie!

Wohl Ihnen, und wohl Jedem, den die freundliche Laune seines Geschicks in Ihre Nähe brachte!

Aber Sie sollen es auch nicht bedürfen; denn Sie sollen nicht leiden! Sie haben mich oft zum Scherz den schroffen Freund gescholten. Wie ich Ihnen aber auch erscheinen mag, ich würde kein Bedenken tragen, alle Kräfte meines Geistes und meines ganzen Wesens aufzubiethen, um jedes durch die Natur oder den Zufall verhängte Leiden von ihrem theuren Haupte abzuwenden. Wie sehr muß es mich also quälen, zu sehen, daß Sie sich selbst unnöthigerweise Kummer schaffen! Ja, meine Freundinn! Ganz unnöthig, und ohne allen Dank! Das sagt Ihnen der schroffe Freund.

Zürnen Sie ihm immerhin! Er kann nicht schmeicheln, er kann nicht einmahl schweigen, wo er Unrecht sieht, und er unterzieht sich gern Ihrem Unwillen, wenn er Ihnen nur helfen, und Sie von einer unverzeihlichen Schwäche heilen kann, die Sie, je länger, je mehr, mit sich und der Welt entzweyen, in sich verwirren, und um die freye Spiel- und Federkraft ihres reichen Geistes bringen wird.

Sie ahnen, wovon ich spreche. Ich sehe Sie halb vor holder Schaam, halb vor schnell ange-

flogenem Zorn erröthen. Sie finden mich zudringlich, kühn, und weisen mich in die Schranken zurück. Aber ich weiche nicht so schnell.

Sie lieben. Das ist natürlich. Jugend, Gefühl, Phantasie, und ein lange mißverstandenes, in seinen heiligsten Empfindungen getäuschtes Herz haben Ihre Neigung auf eine blendende Erscheinung geheftet, die sich Ihnen unter romantischen Umgebungen und unter den düsteren Reizungen eines verwehrten Wunsches zeigte. Ich will und kann das nicht tadeln. Der, den Sie mit Ihrer Liebe beglücken, ist allerdings liebenswürdig. Aber — ich bin im Begriffe etwas Hartes zu sagen, Sie werden ungehalten werden, und Sie mögen auf die Echtheit meiner Freundschaft für Sie schließen, weil ich es wage, selbst mit der Gefahr Ihres Zornes Ihnen die Wahrheit zu sagen — aber er ist auch nicht mehr. Er haßt mich, ich weiß es. Er begegnet mir mit Übermuth, wenn wir uns treffen, was ich, als der Ältere, Klügere, vermeide, wo ich kann; denn ich ehre Ihre Wahl, und schone Ihre Zärtlichkeit in ihm. Wäre diese Rücksicht nicht, so würde wohl Manches geschehen seyn, was dennoch besser unterblieben ist. Diese Erkenntniß aber kann mich nicht ungerecht gegen ihn machen. Ich gebe zu, was

wahr ist. Er ist ein liebenswürdiges Kind im Mannsalter, aber er ist ein Kind.

Sie kennen seine Standesvorurtheile, seine Blindheit in Rücksicht der Fortschritte und Bedürfnisse unsers Geschlechts, sein totales Verkennen des Dranges der Gegenwart. Wir haben oft darüber mit einander gesprochen. Er hatte auch Sie mit seinen romantisch aristocratischen Ideen aus dem Mittelalter angesteckt. Ihre Phantasie griff das Poetische an dem Ritterwesen auf, aber Ihr klarer Verstand zerstreute bald die unhaltbaren Nebel. Sie sehen jetzt ein, daß Eines Noth thut, und daß wir mit Feudalsystemen, Tournieren und Träumen von Deutschheit bey einer Nation, die nun einmahl keiner Nationalität fähig ist, und sich nur durch Cosmopolitismus aussprechen und erhalten kann, nie an ein gewünschtes Ziel kommen werden. Er wird das nie erkennen.

Dieser Mangel an Scharfsinn wäre indeß wohl zu übersehen. Er leidet unter den Vorurtheilen seiner Caste, und kein Mensch gibt gern Prärogative auf, wie unbillig, ja wie unmenschlich sie auch seyn mögen, die ihm zu Guten kommen, und denen der althergebrachte Besitz von Ahnen und Voraltern eine Art täuschender Sanction gibt.

Aber, und das ist nicht zu entschuldigen, er versündigt sich auch an Ihnen; denn — verzeihen Sie den harten, aber wahren Ausdruck! er schämt sich Ihrer, und seiner Liebe für das schönste, edelste, interessanteste, ihm ganz sich aufopfernde Weib. Und das, liebe Freundinn, ist Ihr größtes Unglück. Sie lieben ihn zu sehr.

Denken Sie an seine ängstliche Umsicht, wenn er bey Ihnen ist, und die Stunde heran naht, wo er wieder nach Hofe muß, damit man ihn nicht vermisse, und auch nicht vermuthe, wo er sey. Der Armselige! Soll die Zeit nicht für ihn vernichtet seyn, wenn er das unaussprechliche Glück genießt, Sie in seinen Armen zu halten? Soll da noch ein Hof, ein Amt, eine Verantwortlichkeit für ihn existiren?

Und dann sein erbärmliches Schwanken zwischen Leonoren und Ihnen! Ich kenne seine Frau, und lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren. Sie ist hübsch, sie ist eine gute Mutter, eine brave, nützliche Hausfrau, und sie besitzt sogar einen Anflug von Talent. Aber kann sie wohl nur von fern in Vergleich mit Ihnen gestellt werden, mit Ihnen, die als Frau sie an Gestalt und Liebreiz tausendmahl übertrifft, zwischen deren und Leo-

norens Talent sich auch kein Punct der Vergleichung finden läßt, und auf die ihre Nation mit Stolz und Liebe sieht? — Verzeihen Sie! Ich bin mir bewußt, nur strenge Wahrheit gesagt zu haben; aber es sieht aus, wie Schmeicheley, und davon ist mir auch der leiseste Schein verhaßt.

Denken Sie an die schmerzlichen Augenblicke, die dieses unaufhörliche Schwanken Ihnen verursachte, an Ihre Leiden, an die Untergrabung Ihrer Gesundheit, die eine Folge jener Kämpfe war! Ihm haben Sie es zu danken, daß ** bad Ihnen gar nichts nützte, und daß Sie den vorigen Herbst, so wie im Anfange des Winters, in Gefahr standen, das Opfer einer schleichenden Krankheit zu werden.

Ja, meine theure Freundinn! Sie lieben ihn zu sehr. Das ist Ihr Unglück, denn es ist Ihr Unrecht; und nur, wenn wir unrecht handeln, leiden wir. Er verdient diese grenzenlose Hingebung nicht. Ich brauche nach dem, was ich bereits angeführt habe, nichts weiter zu erörtern; aber ich bin überzeugt, daß jene Ängstlichkeit und jenes Schwanken nicht Statt haben würden, wenn er bey Ihnen noch etwas zu fürchten hätte. Etwas fürchten und etwas sorgen muß der Mensch für den kommenden Mor-

gen. Nur weil Ihre ausschließende Zärtlichkeit ihn jeder Furcht und jeder Sorge bey Ihnen überhoben hat, fürchtet er den Fürsten, und sorgt sich bey seiner Frau.

Aber es ist noch ein Grund, um dessentwillen dieß ganze Verhältniß mich ärgert, und um dessentwillen ich es als einen Raub an Ihnen, und dadurch an der ganzen Welt ansehe. Ich habe auch darüber mit Ihnen gesprochen, und Sie haben es zum Theil eingesehen. Seine engherzige Furcht vor dem Gerede der Menschen, seine Unterordnung unter Leonorens Hausrecht, endlich seine Eifersucht — noch die verzeihlichste seiner Schwachheiten — machen, daß er Sie von allem menschlichen Umgang absondern, für sich, oder vielmehr für seine Ängstlichkeit alle ihre Zeit frey, und Sie immer einsam wissen möchte, damit ja Niemand ihn bey Ihnen erblickt. Dadurch und selbst durch den steten Umgang mit einem von einseitigen Ansichten und Grundsätzen beherrschten Manne muß aber die Freyheit und Regsamkeit ihres Geistes leiden. Was haben Sie gedichtet, seit er Ihre Empfindungen despotisch an sich gerissen, und sich Ihres ganzen Wesens bemeistert hat?

Erwägen Sie, was Sie der Welt, die Sie

nun einmahl unter Ihre Zierden rechnet, was Sie der Natur, die Sie mit diesem weithin strahlenden Talent ausgestattet hat, was Sie Ihrem Ruhm, Ihrer Gesundheit, Ihrer Zufriedenheit schuldig sind! Dürfte ich hinzusetzen — und Ihren Freunden! Aber das möchte eigennützig klingen, und darum werde von dieser Rücksicht abgesehen.

Hören Sie demnach, gnädige Frau, den Vorschlag eines Mannes, der die Welt zu kennen sich einigermaßen rühmen darf, der Sie innig verehrt, und der auch Ihrem Freund um Ihrentwillen wohl will! Lassen Sie Ihren Geist nicht von ihm unterjochen! Ergeben Sie sich nicht unbedingt seinen Forderungen! Gewöhnen Sie ihn an Widerspruch in billigen Dingen, und an den Gedanken, daß Ihre übrigen Freunde, und die Welt auch einige Ansprüche an Sie haben! Sprechen Sie ruhig, vernünftig mit ihm! Ergötzen Sie sich an seinen guten Eigenschaften, an seiner Schönheit, seiner kindlichen Gutmüthigkeit, an seinen oft wirklich liebenswürdigen Unbesonnenheiten! Aber verlieren Sie sich nicht mehr an ihn! Behalten Sie den Kopf frey, und die Macht, Ihr Verhältniß zu ihm klar zu übersehen!

Er selbst wird es Ihnen danken; denn er

wird seiner alten Angst vergessen, und vor Ihrem möglichen Verlust zittern. Das wird seinen Wünschen Einheit, seinem Umgang mit Ihnen mehr Freyheit und Leben, und Ihnen Beyden mehr wahres Glück gewähren.

Prüfen Sie meinen Rath! Zürnen Sie meiner Freymüthigkeit nicht! Und vor allem vergessen Sie nicht, daß der, der Ihnen bey den Empfindungen, die ihn selbst beleben, diesen Brief mit solcher Ruhe und Verständigkeit schreiben konnte, doch wenigstens nicht eigennützig, und nicht ohne Herrschaft über sich selbst ist! Leben Sie wohl! — —

Sechzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 26ten October 1811.

Wie ist mir, liebe Bertha? — Welche neue, wunderbare Welt von Gefühlen, Erwartungen und Vorstellungen geht in meiner Seele auf! Lies den Brief, den ich Dir hier in Abschrift zusende, denke Dich an meinen Platz mit allen meinen Empfindungen, Schwächen, Wünschen und Leiden, und dann urtheile, welche Wirkung dieses Schreiben auf mich machen mußte!

Sollte es möglich seyn? Sollte ich von dem Manne geliebt seyn, den ich unter allen Sterblichen am letzten, am wenigsten eines wärmeren Gefühls fähig hielt?

Es öffnen sich Möglichkeiten vor mir, es entfalten sich Ansichten in schwindelnder Unabseh-

barkeit, die ich nicht zu erkennen, die ich kaum zu ahnen vermag.

Jahre lang irrte mein ewig verlangender, nie befriedigter Geist in dämmernden Räumen, Jahre lang griff das verletzte Herz mit tiefer unausgesprochener Sehnsucht nach Gegenständen, die sich im täuschenden Lichte allgenügender Vollendung ihm darstellten, faßte sie, hielt sie, klammerte sich mit der Angst des Ertrinkenden an sie, und mußte sie dennoch wieder mit unsäglichem Schmerz fahren lassen, und den bitteren Kelch enttäuschter Hoffnung, oder betrogner Sehnsucht so oft und oft leeren. — Und nun? — Hier ist keine Leidenschaft im Spiel, kein schöner Traum spiegelt mir überirdische Seligkeiten vor, und keine dichterische Phantasie läßt mich den Gegenstand einer schnell entstandenen überraschten Neigung in einem überirdischen Lichte sehen. Ich bin durch keine Zaubergestalt angezogen, durch keinen unwiderstehlichen Reiz geblendet, ich liebe nicht einmahl. Es ist bloß Freundschaft, stille, aber tiefgenügende Achtung, und ein Gefühl von Sicherheit nach tausend Irrthümern und Stürmen.

Aber gerade das scheint mir das Wahre und Beglückende, das Einzige, was mir Noth thut.

Es ist Vieles in dem Brief, was mich verletzt, und mir bis in's Innerste weh gethan hat. Ich war im ersten Augenblick gereizt, unmuthig. Die Consequenz der Begriffe, und die bündige Unausweichlichkeit der Schlüsse zwangen mich aber bald still zu stehen, meine aufwogenden Gefühle zur Ruhe zu sprechen, und meine flüchtigen Gedanken zu sammeln. Ich that es, und, wie tief es auch schmerzte, ich mußte gestehen, Lothar habe Recht! Ja, Ludwig hat sich meiner geschämt, und thut es noch. Widerstrebend, voll inneren Zwiespalts folgt er dem mächtigen Zuge, der ihn vom ersten Augenblick an zu mir zog, wie mich zu ihm. Es war kein Irrthum, als ich in ihm die Hälfte meines Wesens erkannte. Ich bin davon noch so fest als von meinem eignen Daseyn überzeugt; aber — es war ein Mißgriff!

Sein milder edler Geist ist in zu engen Formen befangen, und sein kräftiges schönes Gemüth hat an alte Gewohnheiten, an Menschenfurcht seine natürliche Freyheit verloren. So habe ich ihn nach und nach kennen gelernt. Die erste Anschauung war dennoch ewig rein, und ewig wahr. O, solche Momente trügen nicht. Es sind die engen Spalten, durch die dem gefangenen Geist etwas von dem ursprünglichen Glanze seiner Her-

kunft kund wird; es sind die dunklen Regungen der gebundenen Flügel, die Psyche entfalten möchte, und nicht kann. Sie verschwinden, sie gehen im düstern Staube des irdischen Daseyns unter; aber sie existiren, und sie täuschen den nicht, der, sie zu erkennen und zu belauschen, sich die Freyheit und Hoheit der Seele bewahrt hat.

Ich liebe Ludwig innig und treu. Ich bin ihm gut, wie einem geliebten kranken Bruder. Wie Electra könnte ich am geistigen Siechbette dieses theuren Orestes wachen, für ihn sorgen, und ihn mit zärtlicher Liebe pflegen; aber ich kann nicht verkennen, was ewig und unabänderlich wahr ist, daß er befangen, gegen eingewurzelte Vorurtheile schwach, und nur gegen die innigste hingebendste Liebe kräftig, ja hart zum Widerstande ist.

Was habe ich nicht durch diese Eigenheiten gelitten, und wie wurde ich allen diesen Rücksichten aufgeopfert! Dennoch wagt es Ludwig noch eifersüchtig zu seyn, und äußert Verdacht gegen mich, die offen und frey ihm keinen Schritt verbirgt, weil sie keinen unrechten thut, und nur aus Schonung ihm bisher nicht immer erzählt hat, wenn sie des Umgangs eines weisen ermunternden Freundes genoß, in dessen beruhigender Ge-

genwart sich jene Stürme legten, die Fahrnau's innerer Zwiespalt in ihr erregte, und vor dessen klarer Lebensansicht sich das Chaos ordnet, das jene verworrenen Begriffe erzeugt haben.

Ja, Bertha, ich bin überzeugt. Ich muß endlich einen entscheidenden Schritt thun. Ludwig soll Alles erfahren. Ich will ihm kein Geheimniß mehr aus Lothars Besuchen, und selbst nicht aus dem Vergnügen und dem Vortheil machen, den die Freundschaft eines so bewährten einsichtsvollen Mannes mir verschafft. Sollte ich die Rolle übernehmen, die ich mit Recht an Ludwig zu tadeln habe? Sollte auch ich mich meines Freundes schämen?

Doppelsinnigkeit war mir von jeher verhaßt, das unwahre Schweigen, und eine, wenn auch nur negative, Heucheley lag wie eine fremde beengende Last auf meiner freyen Brust. Ich bin nicht gewohnt, mich zu verstellen, und mache es darum auch schlecht.

Ich war eben neulich durch eine Scene der eifersüchtigen Laune Ludwigs sehr verstimmt gewesen. Lothar kam bald hernach. Ich schämte mich halb, und konnte den Ton nicht finden, mit dem klugen scharfblickenden Freund zu sprechen.

Das war die nächste Veranlassung seines

Briefes. Meine Verstimmung scheint auch ihn gequält zu haben, er mußte sich aussprechen, und endlich den Warnungen und Zweifeln Worte geben, die sich in seiner Brust bewegten. Er hat es gethan, und mit welcher Klugheit und Schonung jeder zarten, verletzbaren Stelle!

Ich habe ihn im Anfange unserer näheren Bekanntschaft scherzend den schroffen Freund genannt. Darf ich ihn wohl jetzt noch so nennen, da ein theilnehmendes, warmes, und, ich darf vielleicht sagen, ein zärtliches Gemüth durch diese anscheinend starre Hülle blickt?

Lothar darf mich nicht schwach finden. Ludwig soll erfahren, wie sehr ich den Freund achte, ihm vertraue, wie innig ich wünschte, sie beyde, die mir so lieb, und jeder in seiner Art unentbehrlich sind, miteinander zu vereinigen. Ach Bertha! Wie unaussprechlich selig würde ich seyn, wenn das gelänge! Leb wohl!

Siebenzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 30sten October 1811.

Ludwig hat seine Stelle niedergelegt. Die Ursache, warum, und die Art, wie er es that, haben meinen vollen Beyfall. Aber was sind die Folgen davon?

Er könnte jetzt nach Rosenstein zurückkehren, wo sein Weib und seine Kinder leben, und wo sein Eigenthum seiner Leitung und steten Gegenwart bedürfte. Die kurze Vernachläßigung des vorigen Sommers hat uns schon gezeigt, von welcher Wichtigkeit das Auge des Herrn sey, und jetzt sind es zehn Monathe, seit er sein Schloß nicht wieder gesehen hat. Ich selbst bin erst die Hälfte dieser Zeit wieder da, und was vermag eine Frau, und noch dazu eine mit einem zerrissenen Herzen!

Von mir, von meinem Schmerz will ich nicht reden. Der wird ihn nicht zum Zurückkehren bewegen, sonst müßte er es schon längst gethan haben. Ach mit meinen Hoffnungen ist es aus! Ich habe angestanden, ob ich ihm nicht eine Schilderung der Lage der Dinge machen solle, damit er wisse, wie Alles steht, um seine Maaßregeln darnach zu nehmen. Nach einiger Überlegung habe ich auch das aufgegeben. Er hat ja die Briefe des Verwalters und meine früheren Nachrichten. So habe ich mich darauf beschränkt, ihm meinen Beyfall über sein muthiges Zerbrechen von Fesseln zu bezeugen, die ihm nun einmahl nie ziemten, nie paßten, und ihm meinen Glückwunsch zu melden. Das Einzige, was einen leisen Schimmer von Zufriedenheit über mein Herz verbreitete, war die Rücksicht, daß er mir diese Veränderung seines Schicksals auf der Stelle, und so ausführlich und angelegen gemeldet hat, daß es doch scheint, als glaube er noch an eine Gemeinschaft unseres Schicksals. Ach Clara! Wohin bin ich gebracht, daß ein so flüchtiger schwacher Wiederschein des ehemahligen vollen Mittagsglanzes meines Glücks mir einiges Vergnügen gewähren kann!

Es fehlt aber auch außer diesen Betrachtun-

gen nicht an höchst unangenehmen Folgen unseres gespannten Verhältnisses. Noch sind es nicht acht Tage, als der Oheim meines Mannes auf Rosenstein erschien. Ich empfing ihn mit Achtung, als den nächsten Verwandten meines Gemahls; er aber betrug sich mit einem Übermuthe und einer Anmassung, die alle meine Geduld und meine Rücksicht für Ludwig in die Schranken forderte. Er käme, sagte er, um der Wirthschaft nachzusehen, es sey seine Pflicht, als Ältesten des Hauses, darüber zu wachen, daß nicht Alles vergeudet, und den Kindern seines Bruders das väterliche Erbtheil ganz versplittert werde. Er äußerte sich mit schonungsloser Härte über Ludwigs Verhältnisse, und er schien besser unterrichtet, als ich dachte. Wenigstens erzählte er mehr und Schlimmeres, als ich je geahnet hatte. Seine Stachelreden schnitten tief in mein Herz; doch vermochte ich es, während seiner Anwesenheit mich leidlich zu verhalten, und meine Thränen floßen erst, als er das Schloß verlassen hatte. Aber bald strafte ich mich über meine Leichtgläubigkeit, und die Betrachtung der unfreundlichen Gesinnung, mit der dieser Oheim uns von jeher behandelt hatte, die giftige Hastigkeit, mit der er jede gehäßige Ansicht auffaßt, und von jedem Men-

schen willig das Ärgste glaubt, ließen mich nach und nach sein Betragen im gehörigen Lichte sehen, und seinen Äußerungen nicht mehr Glauben beymessen, als sie überhaupt verdienen.

So sprach ich nach und nach mein Herz wieder in Ruhe; aber die schmerzlichen Erschütterungen klangen doch lange nach, und das Dunkel meines Schicksals wurde noch ein Bißchen trüber schattirt.

Ein Paar angenehme Stunden hat mir der Besuch Mathildens, der glücklichen Gemahlinn des Mannes ihrer ersten und einzigen Liebe, gemacht. Sie kamen von Waldemuth herüber, oder ich ließ sie vielmehr von dorther zu mir bitten. Tengenbach hat an seinem Freunde sehr schön gehandelt. Alles, was ich von diesem Manne höre, bestätigt die günstige Meinung, die mir sein Äußeres und sein Betragen bey dem ersten Zusammentreffen einflößten. Er mag nicht sehr glücklich seyn. Sein öfterer Umgang würde mir unter andern Umständen nicht unangenehm seyn. Jetzt berührt Alles mein wundes Herz auf eine schmerzliche Weise, und so ist es besser, einsam zu bleiben. Leb wohl!

Achtzehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 1ten November 1811.

Was vermißt sich der Mensch, in aufgeregten Augenblicken mit fester Hand der langsam bereitenden Zukunft vorzugreifen, und sein Schicksal mit kekem Muthe gleichsam zum Streit aufzufordern?

Ich habe mit Ludwig gesprochen. Es sollte Alles zwischen uns klar und würdig seyn. Großer Gott! wie konnte ich so tollkühn rechnen, wie so ganz auf den Vulkan in dieser stolzen Männerbrust vergessen! Welche Flammen habe ich angezündet!

Zwey Tage hatte mein Vorsatz in meiner Brust auf und ab gewogt. Den Tag, wo ich Dir geschrieben, kam Lothar nach Tische zu mir. Ich hatte ihn seit dem Empfange seines Briefes nicht

gesprochen, und war nicht ohne Spannung auf diese Zusammenkunft. So befahl ich, als er eingetreten war, mich vor Jedermann, selbst vor Ludwig, zu verläugnen, dessen Kommen jetzt nicht mehr wie sonst an bestimmte Stunden gebunden ist. Er hat seine Stelle niedergelegt. Ich weiß nicht, ob ich ihm dazu Glück wünschen soll, oder nicht. Auf keinen Fall hätte ich ihm die Festigkeit, es zu thun, zugetraut. Er ist nun Herr seiner Zeit. Aber unmöglich hätte ich Ludwig jetzt empfangen, und die Störung ertragen können, die seine Dazwischenkunft in ein solches erstes Zusammentreffen gebracht haben würde.

Eine Weile ging das Gespräch zwischen Lothar und mir schleppend hin. Zwischen der ängstlichen Verlegenheit und dem Verlangen, mich mit ihm auszusprechen, griff ich unsicher nach Gegenständen der Unterhaltung, und irrte, wie versuchend, an ihnen herum. Er ertrug mich feinfühlend und klug. Er war nicht verlegen; denn der klare Geist hatte mit Sicherheit erkannt, was zu thun sey, und das so Erkannte besonnen und zweckmäßig ausgeführt. Aber als bereits eine Weile verflossen war, und eine zarte Scheu mich noch immer abhielt, des Briefes zu erwähnen, da hob sein

helles Bewußtseyn mich aus der düstern Einengung, und er fragte mit einem Tone, den ich so weich, so kindlich nie von ihm gehört habe, ob ich seinen Brief empfangen, und ob mich sein Inhalt nicht vielleicht beleidigt habe?

Nun war das Siegel meiner Lippen gelöst, und alle fremdartige Beklommenheit durch das einzige Wort des treuen, liebevollen Freundes von mir genommen.

Ich versicherte ihm, daß, fern davon, mich zu beleidigen, ich vielmehr in dem klugen Rathe seine Einsicht, und in der Herzlichkeit seiner Eröffnung sein Wohlmeinen für mich achten müsse.

Ein unendlich angenehmes Lächeln spielte durch seine starken Züge, und verklärte sie mit einem vorher unbekannten Reiz. Er faßte meine Hand. Also zürnt Rosalie dem schroffen Freunde nicht? Hat sie ihm verziehen, was die innigste Freundschaft ihn gegen ihre liebste Neigung sündigen machte?

Mir schien es, als schwebe ein leiser, leiser Seufzer bey diesen Worten über seine Lippen. Ich sah ihn an. Nein, Lothar! sagte ich, und jene Bemerkung mochte meinen Ton milder als gewöhnlich machen: Ich kann Ihnen nicht zürnen. Sie haben sich vielmehr ein Recht auf meine

Dankbarkeit erworben. Und glauben Sie mir! Ich werde mir Ihren Rath zu Nutzen machen, mich zusammen fassen, mich selbst zu begreifen, und die zwiespaltigen Gefühle und Ansichten zu beherrschen suchen.

Wollen Sie das? rief er lebhaft: Wollen Sie mit sich selbst einig und glücklich werden?

Ich will es. Ich reichte ihm die Hand: Aber helfen Sie mir dazu! Leiten Sie mich! Ich will Ihnen folgen, wie ein frommes Kind.

Er sah mich mit einer Art wilder Betroffenheit an; dann sprang er rasch auf.

Das ist nichts! rief er vor sich hin: Nein! Das ist nichts.

Hatte ich ihn verstanden? Hatte ich dieses Erschrecken vor meiner kindlichen Hingebung richtig gedeutet? Bertha! Wenn etwas Lebhafteres, Süßeres, als bloße Freundschaft in dieser starken Brust sich bewegte? Mein Auge folgte ihm, wie er mit raschen großen Schritten das Zimmer maß. Lothar! sagte ich endlich: Ist das Ihr Versprechen? Sie lassen mich im ersten Augenblick unserer Überlegungen allein?

Er trat schnell und fest auf mich zu. Gnädige Frau! sagte er: Ich glaube, es ist gut, wenn

ich gehe. Sie würden sonst einig mit sich werden, während ich — Er hielt inne.

Könnte Lothar jemahls uneinig mit sich selbst werden?

Ein finsterer Blick, der etwas Schmerzliches hatte, ruhte lange auf mir. Dann setzte er sich langsam und besonnen an meine Seite nieder, und begann mit einer Ruhe und Fassung, der man das Gewaltsame dennoch ankennen konnte, über mein Verhältniß zu Ludwig zu sprechen. Es war eine Erläuterung seines Briefes, und Vieles noch deutlicher, überzeugender entwickelt. Mein Entschluß war wunderbar gestärkt. Ich fühlte mich in dieser klaren gesunden Ansicht des Lebens, des menschlichen Herzens und meiner eignen Stellung zu Ludwig so beruhigt, als fest. Wir plauderten noch lange. Die starre Haltung seines Wesens, die im Anfang des Gesprächs vorgewaltet hatte, löste sich nach und nach in milde Heiterkeit, und mir war so wohl, so leicht! Die bange Beklemmung meiner Brust war geendet, ich war entschlossen, ernst und mild, offen und liebevoll mit Ludwig zu sprechen. Lothars Gegenwart hatte mich gehoben, und mir die Kraft der Freyheit gegeben. So ließ ich ihn scheiden, und harrte Ludwigs Ankunft entgegen.

Der Tag war schon eine Weile der Dämmerung gewichen, jetzt wich die Dämmerung der Nacht. Es wurde sieben, acht Uhr. Ludwig kam nicht. Dieß Außenbleiben störte den ruhig besonnenen Gang meiner Ideen, indem es etwas Unberechnetes hineinwarf.

Allerley Muthmassungen und Möglichkeiten erhoben sich vor mir, bestritten, vernichteten sich untereinander, und dienten alle nur dazu, mich zu quälen. Endlich, es hatte schon halb neun Uhr geschlagen, hörte ich den schnellen stürmischen Schritt durch die Zimmer. Die Thüre flog gäh auf, ich sprang ihm entgegen. Er blieb unbeweglich auf der Schwelle stehen, blickte finster um sich, und sagte nach einer Pause: Also doch endlich allein!

Das warf mich aus allen meinen Vorsätzen, und doch arbeitete es in mir auf, diesen einleitenden Vorwurf zu fassen, und mit Sicherheit daran zu knüpfen, was irgendwo doch einmahl angeknüpft werden mußte. Aber ich sah diese Gestalt voll stolzer rührender Schönheit, diese dunkeln Lichter, die aus ihrer düsteren Umschattung auf mich herab blitzten, ich sah die leidenschaftliche Bewegung, die um diese Lippen zuckte, und die nur eine äußerste Anstrengung auszubrechen

hinderte, und plötzlich hoben sich, wie in einer allgemeinen Auferstehung, helle Gestalten aus den Hüllen der Vergangenheit auf, himmlische Augenblicke, und theure Schmerzen, Entzückungen verklärter Liebe, und Verzweiflung hoffnungsloser Leidenschaft, Alles, was ich gelitten, geopfert, schwärmerisch geliebt. Rosalie! rief diese Stimme, die ich nie hören kann, ohne mein Innerstes erschüttert zu fühlen, und ich flog mit ausbrechenden Thränen auf ihn zu.

Er aber — mich schaudert beym Wiederhohlen dieser Scene — er hielt mich mit vorgehaltenem Arm von sich, und sagte dumpf und schneidend: Heuchlerinn!

Ich stand ihm erstarrt gegenüber.

Ich weiß Alles, hub er an, Ihre Plane, und Ihre Künste. Mich werden Sie nicht mehr täuschen, meine gnädige Frau! Ich komme Ihnen eine Wahl vorzulegen, die unabänderlich ist, und die Sie längst hätten treffen sollen.

Was ist das, Ludwig? Was soll mir diese Sprache? Ich zitterte an allen Gliedern, und strebte nach Fassung. „Sie verstehen mich, gnädige Frau, und es bedarf nichts weiter. Er oder Ich! Sie brauchen nur zu entscheiden.“

Wahrhaftig, ich weiß nicht — erwiederte ich

mit Mühe, die Angst meiner Brust hinter ausweichenden Worten verbergend.

O Schlange! rief er aus, indem die Gluth seines Zorns, in lodernde Flammen aufsprühend, von seinen dunkel gerötheten Wangen, aus seinen rollenden Augen blitzte. Seine Fassung war dahin, ein Strom von Vorwürfen, und Äußerungen des tödtlichsten Hasses gegen seinen Feind ergoß sich unaufhaltsam.

Ich hörte eine Weile bebend zu; bald aber wurde die Erschütterung zu heftig, mir schwindelte, ich fühlte, daß ich erbleichte, und mußte mich setzen.

Einen Moment schien die Rücksicht auf meine Lage den Ausbruch seiner Wuth zu hemmen. Er verstummte, und sah mit einem langen düsteren Blick auf mich. Nein! rief er endlich, und schüttelte die dunkeln Locken, wie der Todesengel: Nein! Nein! Es ist eitel Gauckelspiel!

Dieß Wort gab mir meine Kraft. Ich sprang auf. Herr von Fahrnau! rief ich: Diesen Vorwurf ertrage ich nicht, wenn ich auch Ihre sprudelnde Hitze mit Geduld ansehe.

Rosalie! — Ein Schimmer von Milde fuhr wie ein Blitz über seine Züge, und verschwand sogleich wieder. Mit merklicher Anstrengung, seine

donnernde Stimme zu beherrschen, fuhr er fort: Werfen Sie sich nicht in die Brust, gnädige Frau! Ich habe Ihre Plane durchschaut, ich bin zu gut unterrichtet. Und nun rechnete er mir mit scheinbarer Kälte, die mir fürchterlicher vorkam, als vorher sein Zorn, alle unseligen Ereignisse und Zusammentreffungen her, wo ich ihn um Lothars Willen getäuscht, mich vor ihm verläugnet, oder diesem auf irgend eine Art einen Vorzug vor ihm gegeben haben sollte. Ich erstaunte sowohl über die Treue seines Gedächtnisses, als über den unglücklichen Scharfsinn, mit welchem er Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten, und diese zu Gewißheiten gesteigert hatte, um sich und mich zu martern. Vergebens versuchte ich, ihn zu unterbrechen, jeder solche Versuch erhöhte seinen verhaltenen Grimm, und endlich wich die mühsame Fassung der Gewalt der allmächtigen Leidenschaft.

Mit einer Heftigkeit, die er nicht mehr bezwingen konnte, mit ausbrechenden Thränen rief er endlich: O wenn Du mich noch liebtest, das Alles wäre nicht geschehen, konnte nicht geschehen! Aber Du bist falsch! Du spielst mit meiner Liebe, Du wirfst sie einem Nichtswürdigen zum Opfer hin, der Dein Herz nicht achtet, der Dich

zum Spielwerk seiner Künste macht. Und ich — ich habe Alles, mein irdisches Glück, und den Frieden meiner Seele an Dich verloren.

Er warf sich auf einen Stuhl, schlug die geballte Faust vor die Stirn, und blieb so eine Weile liegen.

In mir wogte der heftigste Kampf. Mitleid und Liebe zogen mich zu dem Unglücklichen, dessen Schmerz ich willenlos erregt hatte, und den ich mit Einem Worte des verlangten Opfers hätte stillen und glücklich machen können. Ach wenn ich diese hohe leidende Gestalt, selbst jetzt noch in Zorn und Schmerz unwiderstehlich schön, sah, wenn ich bedachte, wie heiß er mich liebte, dann drängte es mich, ihn in meine Arme zu schließen, und mit der Hingebung Alles dessen, was mir lieb und kostbar ist, den Frieden seines Gemüths zu erkaufen! Aber die Vernunft erhob sich gebiethend; Lothars ernste Gestalt stand vor mir, und ich fühlte, was ich ihm schuldig war. Durfte, konnte ich ihn aufopfern? Welche Forderung war billiger, die desjenigen, der alle meine Neigungen ausschließend beherrschen wollte, oder der Wunsch des edlen ruhigen Geistes, daß ich zwar meiner Neigung folgen, aber meiner Freyheit nicht entsagen sollte? Und in welchem

Moment war dieser edelmüthige Rath gegeben worden?

Ich sprach die empörten Gefühle zur Ruhe. Nun oder nimmer! sagte die Vernunft. Es ist der letzte entscheidende Augenblick, um Deine Ketten abzuschütteln. Freundlich trat ich zu ihm, und legte meine Hand auf seinen Arm. „Lieber Ludwig! sagte ich: Du bist außer Dir. Ein unglücklicher Verdacht hat sich Deines klaren Geistes bemeistert. Ich bin nicht strafbar, ich bin nicht falsch. Bist Du im Stande, mich ruhig anzuhören, so wird meine Unschuld, aber auch die Nothwendigkeit eines veränderten Betragens von Deiner Seite Dir einleuchten.

Die gespannteste Erwartung, und ein Ausdruck leidenschaftlicher Liebe, der im ersten Moment noch aus seinen Zügen, seinem thränenvollen Auge, sprach, machten während meiner Rede einer gänzlichen Abspannung seiner Mienen, und einer auffallenden Bläſſe Platz. Er stand auf, und ich glaube, er zitterte. Wenigstens wankte der Stuhl, an den er sich hielt. Mein Herz wandte sich in meiner Brust, aber es war Pflicht, standhaft zu seyn.

„Sie befehlen, gnädige Frau! Ich bin bereit, Sie zu hören."

Ich fing nun an, ihm mein Verhältniß zu Lothar, dessen billige und achtungsvolle Meinung von ihm, der ihn fälschlich für seinen Feind halte, meine Lage, und meine Wünsche in Ansehung eines zwanglosen Lebens auseinander zu setzen. Ich sagte ihm, daß ich längst gesucht hätte, durch eine offene Erklärung jeden Verdacht zu entkräften, und ein peinliches Mißverständniß zu endigen; daß bloß die Furcht vor einer Scene, wie die gegenwärtige, mich abgehalten, es zu thun; daß ich nichts mehr wünschte, als zwey Männer, die ich beyde so sehr schätzte, als Freunde zu sehen; daß ich Ludwig ewig lieben, aber auch nicht aufhören würde, Lothar zu achten.

Er hörte mich an, ohne ein Wort zu erwiedern. Aber die Blässe seines Gesichts nahm von Minute zu Minute zu, seine Augen erloschen, sein Zittern wuchs so, daß er sich an die Wand stützte, bey der wir standen. Mir war unendlich weh ums Herz; doch wollte ich durch keine unzeitige Weichheit verderben, was mir so wohl eingeleitet schien. Als ich schwieg, schwieg auch er noch immer. Ich sah ihn erwartend an. Befehlen Sie noch Etwas, gnädige Frau? sagte er endlich mit ganz tonloser Stimme, und star-

ren verworrenen Blicken. Ich erschrack; denn ich wußte mir diese Antwort nicht zu deuten: Hast du denn nicht gehört, was ich sagte, Ludwig?

Ja so! Ja so! Er rieb sich die Stirn, als wollte er sich besinnen; dann faßte er meine Hand, schüttelte sie so heftig, daß ich zu fallen befürchtete, rief: Leben Sie wohl! — und war verschwunden.

Ich stand betäubt, unschlüßig. Seine Hand war kalt gewesen, wie der Tod. Mich hatte diese Scene unbeschreiblich angegriffen, und, was mich am meisten beunruhigte, war, daß sie dennoch zwecklos, und alle diese Stürme vergeblich gewesen seyn werden. Zwey Tage sind seitdem herum — ich habe ihn nicht wieder gesehen, nichts von ihm gehört. Lothar habe ich Alles erzählt. Er billigte meine Festigkeit, und ermahnte mich, den einmahl betretenen Pfad nicht mehr zu verlassen. Es ist jetzt an Fahrnau, den nächsten Schritt zu thun, nicht an mir; denn ich habe gesprochen, und er muß antworten.

Indessen — er kömmt nicht, und mich faßt eine entsetzliche Unruhe. Ich habe hinsenden wollen. Lothar rieth mir ab; ich würde zerstören, was ich mühsam gebaut, Ludwig müsse die ihm neue Vorstellung erst in seinem Gemüthe verarbeiten,

dazu solle ich ihm Zeit lassen, und die allmählige Entwickelung der Wahrheit aus sich selbst nicht stören. Ich sehe ein, daß Lothar auch hierin Recht hat; aber mein Herz blutet, wenn ich mir Ludwig leidend denke. O ich hätte nicht, oder doch so nicht mit ihm sprechen sollen! Ich bin verwirrt, beklommen, und ich weiß mir nicht zu rathen.

Neunzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 3ten November 1811

Wir sind getrennt. Sie hat mich einem Andern opfern wollen, und ich habe die morschen Bande gerissen. Ich schöpfte tief, tief Athem, wie Einer, der aus drückenden Banden befreyt wäre. Es will nicht leichter werden auf dieser schwerbelasteten Brust. Eine Welt liegt auf mir, und um mich her ist grenzenlose Öde.

Rosalie treulos! Sie, die mich so geliebt, die mit allen Ranken ihres Wesens in mich verwachsen schien! Ich vermag es nicht zu fassen, und es ist mir in manchen Augenblicken, als wäre es nicht möglich, als sey Alles noch im Alten!

Es ist Nacht — überall Nacht um mich. Ich greife aus nach den gewohnten Gegenständen; es

ist Alles weggebrochen, alles ab und todt! Meine Vergangenheit habe ich vernichtet. Weh mir, wenn sie jetzt in der zerrissenen Brust erwachte! — Meine Gegenwart hat sie zerstört. Was kann ich von der Zukunft hoffen? Für mich ist keine mehr.

Ich fühle mich krank. Der Tod wäre mir, bey Gott, willkommen! Aber zwey unmündige Waisen stehen drohend an dem engen Hause, in dem der Gequälte Ruhe suchen möchte, und schrecken mich zurück. — Und Leonore! O still! still! Die dichtesten Hüllen über diese Stelle!

Ich schließe den Brief, denn ich kann nicht mehr schreiben. Mein Kopf glüht, meine Hände starren, und Fieberfrost schüttelt meine Glieder. Leb wohl!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 6ten November 1811.

Nur wenige Zeilen, liebste Freundinn, um Dir zu sagen, daß ich verreise. Lothar hat mich überzeugt. Bey dem jetzigen gespannten Verhältnisse mit Ludwig konnte der Verkehr mit ihm und Lothar nicht länger bestehen. So ist es das Beste, ich entferne mich auf einige Zeit. Ich gehe nach Italien, dem Herbst folgend, der unsere rauhen Gegenden bereits verlassen hat. Meine Gesundheit hat durch die letzten Stürme sehr gelitten. Auch für sie besorgt, hat der kluge umsichtige Freund mir dieses einzige Mittel, vielen beengenden unbequemen Berührungen zu entfliehen, angerathen. Er bleibt indeß hier, meine Geschäfte, die ich ungeordnet zurücklassen muß, zu beendigen, und kömmt vielleicht, wenn es die seinigen erlauben, nach.

Ludwig darf nichts erfahren, bis ich fort bin. Es würde eine fürchterliche Scene geben, die, zu nichts führend, nur bewirken würde, uns mit noch verletzteren Gefühlen auf demselben Puncte zu finden. Erst aus — — ingen will ich ihm schreiben, aber ohne ihm vor der Hand meinen Aufenthalt, und das Ziel meiner Reise zu entdecken. Ich will ihm alle Gründe, die mich dazu bestimmten, offen darlegen, und ihn bitten, mir nicht eher zu folgen, bis er es über sich gewinnen könne, einem ungerechten Hasse zu entsagen, und einzusehen, daß der treuen Liebe, womit mein Herz ihn noch stets umfaßt, meine ruhige Achtung für Lothar keinen Abbruch thue. Wenn er dieß vermögen würde, dann würde ich entweder zurückkommen, oder ihm meinen Aufenthalt entdecken.

So muß der Knoten zerschnitten werden, den, freundlich zu lösen, Ludwigs ungestüme Eifersucht mir nicht erlaubt. Leb wohl! Meine Leute harren meiner, um Befehle wegen der Abreise zu empfangen.

Aus dem schönen Italien mehr und ausführlicher.

Ein und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Aus der Residenz den 9ten November 1811.

Sie ist fort. Durch fünf Tage hielten mich theils ein Fieber, das mich mit wüthender Gewalt ergriffen hatte, theils mein beleidigtes Gefühl von ihr fern. Keine Frage, keine Erkundigung von ihr!

Gestern Abends kommt ein Bekannter, mich zu besuchen, und spricht, wie von einer Sache, die ich wissen muß, von Rosaliens Abreise. Ich sende hin. Niemand weiß, warum, wohin sie gegangen? An mich keine Zeile, kein Auftrag!

Wie ich die Nacht zugebracht, schildere ich Dir nicht. Diesen Morgen löste sich endlich das Räthsel. Lothar ist ihr in der Nacht gefolgt. Das ist zu schändlich, zu niederträchtig! Aber er soll nicht triumphiren. Ich werde ihn suchen und finden. Ich will nichts als Genugthuung. Ich sende um Postpferde. Eine ziemlich wahrscheinliche Spur weist nach Italien. Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 8ten November 1811.

Du hast lange von mir keinen Brief erhalten. Ich liebe es nicht, zu schreiben, wenn ich nicht etwas Bestimmtes zu sagen habe, und mag auch nicht gern von einer Sache reden, bis sie abgethan, und zwar so abgethan ist, wie ich es wollte. Es ist freylich vorauszusetzen, daß ein besonnener Mensch nichts Unmögliches, ja selbst nichts Unwahrscheinliches wollen wird, und viel, ja fast Alles ist dem festen Willen, wenn er vom Verstand geleitet wird, zuzutrauen. So hätte ich auch den Ausgang, auf den ich hinarbeitete, wohl als gewiß vorher verkündigen können, und ich wäre nicht zu Schanden geworden.

Aber da man nicht auf die Menschen wirken kann, ohne ihre Leidenschaften und ihre Thorheiten in Bewegung zu bringen, so mußte auch

auf diese Reibungen gerechnet, und, was dem tollen Muthe, oder der liebenden Schwäche möglich war, mit in Anschlag gebracht werden. Wie weit diese gehen würden, war nicht mit Gewißheit voraus zu bestimmen; denn Wahn und Thorheit finden kein Maaß in dem Kopfe eines Verständigen, und es ist wohl möglich, ihnen endlich obzusiegen, aber nicht sie ganz unschädlich zu machen.

Darum schrieb ich Dir nichts. Ich kann es nicht leiden, voraus zu posaunen, und den Herold einer künftigen That zu machen. Nun ist es gethan, und nun sollst Du Alles wissen.

Daß mich Fahrnau tödtlich beleidigt hat, ist Dir bekannt. Damahls war keine Zeit und keine Gelegenheit, ihn dafür zu strafen. Ihn sicherten die Nähe des Throns und der Glanz, in dem er stand. Aber in dem Augenblick, wo jene Rede seinem Munde entfloh, war sein Untergang beschlossen.

Es wurde mir leicht, ihm unter den Hofschranzen, denen sein schnelles Glück ohnehin längst ein Dorn im Auge war, Verfolgung und Verdruß zu erregen. Vieles machte sich von selbst, Vieles veranlaßte ich. Sein Stolz und seine leidenschaftliche Hitze gingen in die wohlberech-

nete Schlinge. Er ist vom Hofe entfernt, sein Ehrgeiz gekränkt, sein Einfluß gebrochen.

Jetzt näherte ich mich Rosalien. Sie zu durchschauen, ist nicht schwer. Von Seiten des Gefühls und der Phantasie war sie mir nicht zugänglich; die einzige unbesetzte Stelle war ihr Kopf. Diesen mußte ich also für mich gewinnen. Ich mußte sie unterjochen, indem ich sie glauben machte, sie sey die erste und einzige, an die ich meine Besonnenheit verlieren könnte. Nun ist sie ganz und unentfliehbar mein. Sie weiß zwar das selbst noch nicht; aber der Nebenbuhler ist aus ihrem Herzen verdrängt, und behauptet nur in der Erinnerung eine schwache Stelle. Sie folgt mir nach Italien. Sie hat es vermocht, ihn zu verlassen. Sie sieht das als die klügste Maaßregel an, die sie ergreifen kann, um einer schrecklichen Wahl zwischen mir und ihm zu entgehen, und ahnet nicht, daß sie ein Werkzeug in meiner Hand ist, den zu verderben, den sie bereits, ohne es zu merken, aus ihrem Herzen hat fallen lassen.

Gekränkter Ehrgeiz, und betrogene Liebe zerfleischen jetzt seine Brust. Aber er muß noch elender werden. Er muß auch seine Freyheit, und seine bürgerliche Existenz verlieren. Schwach

und rechtgläubig, wie er ist, könnte er jetzt in die alten Fesseln zu Weib und Kindern fliehen, und dort für alles Geschehene Verzeihung und Ersatz finden. So gut darf es ihm nicht werden!

Ich habe Rosalien fortgezogen. Es ist dafür gesorgt, daß er uns folge. Sie selbst weiß nichts davon, auch weiß sie nicht, daß ich sie in der ersten Nachtstation einhohlen, und Fahrnau gerade so viel Spur von unserer Flucht und dem Wege, den wir nehmen, geben will, um ihn wüthend zu machen, und zum Nachreisen zu bewegen. Ist er erst aus den Staaten seines Fürsten, auf dem Grund und Boden des großen Reichs, so wird es mir nicht schwer werden, den Rasenden in seinen eigenen Vorurtheilen so zu verstricken, daß er sich ungeziemender Ausdrücke gegen unsere Regierung, vielleicht gar ein unsinniges Benehmen erlaube, um ihn dann auf lange, vielleicht auf immer, unschädlich zu machen.

So wie übrigens das Unglück selten allein kömmt, so kömmt auch das Glück nie ohne freundliche Begleitung. Der gehaßte Feind ist in seinen lebendigsten Gefühlen gekränkt, und Alles dessen beraubt, was ihm theuer war. Er wird ganz untergehen, und nebst der Freude, ihn bestraft zu haben, lohnt mich nun auch der süßeste

Genuß in den Armen eines reizenden Geschöpfs. Du wirst doch nicht denken, daß ich so sehr bloß Verstandesmensch bin, um gegen Rosalien ganz kalt zu bleiben? Sie war und ist das Werkzeug meiner Plane; aber dieß Werkzeug ist so niedlich und allerliebst, daß es sich mit demselben sehr angenehm spielt. Wohin mich das führen wird, weiß ich nicht; daß ich mich aber nicht selbst an sie verlieren werde, dafür bin ich sicher. Leb wohl! Mein nächster Brief aus Italien soll Dir den Ausgang der Geschichte melden.

Drey und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

*ingen den 15ten November 1811.

So muß Kain auf seiner Flucht herumgeirrt seyn. Zweymahl habe ich ihre Spur gefunden, zweymahl verloren. Sie suchen sich zu verbergen; aber ich werde sie aus ihrem Schlupfwinkel hervortreiben, in welchen beleidigte Ehre und Treue sie sich verkriechen heißen.

Mit Rosalien habe ich nichts mehr zu thun. Sie ist todt für mich. Aber der Niederträchtige, der sie mir heimlich und tückisch entzogen, muß gestraft werden. Wie? Das liegt noch dunkel in meiner Seele. Ungern möchte ich mein Schwert, das ich für mein Vaterland, für meinen Fürsten und meine Ehre gezogen habe, mit seinem Blute beflecken.

Sie waren nur eine halbe Tagreise voraus,

und auch diese Entfernung mindert sich, wie die Eile meiner Reise die ihrige überflügelt. Jetzt können kaum noch zwey Posten zwischen uns liegen.

Ich habe an Leonoren geschrieben, ehe ich die Residenz verließ. Eine wahrscheinliche Ursache verbirgt ihr mein Vorhaben, und macht ihr meine Reise begreiflich. Das war ich diesem engelreinen Gemüthe schuldig. O Bruder! Ich habe schwer gegen sie gesündigt. Wird sie mir je verzeihen können? Auch habe ich mit aller Anstrengung gerungen, ihr so ruhig als möglich zu schreiben, damit nicht der Sturm meines Inneren sich in den wilden Ergießungen verrathe. Sie soll nicht ahnen, was geschehen ist, und was noch geschieht. Dann erst, wenn der wilde Kampf ausgestürmt ist, wenn aus der Strafe der Treulosen und des Niederträchtigen meine Ehre und die Freyheit meines Herzens rein hervorgehen, dann soll sie Alles wissen. Ein Brief wird ihr den Hergang und die Entwickelung der unseligen Verkettung melden, und sie entscheide dann über meine Zukunft.

Mein Kopf ist ganz wüste. Das Fieber, das mich schon in der Residenz faßte, hat sich auf der Reise nicht gebessert, und die wenige Ruhe,

die ich mir gönnen darf, reibt mein ganzes Wesen fürchterlich auf.

Dazu kommen noch die Empfindungen, welche mich bey dem Anblick dieser Länder ergreifen, die einst unter Deutschem Scepter standen, Deutsche Sitten, Deutsche Sprache hatten, und nun von den eingedrungenen übermüthigen Fremdlingen beherrscht werden. Mir ist, als sähe hier jeder Mensch aus, wie jener Nichtswürdige. O wann wird die Schmach meines Vaterlandes enden!

Die Postpferde sind da. Leb wohl! Ich hohle sie heute sicher ein.

Vier und zwanzigster Brief.

Hermann Walter an Julius von Lengenbach.

Fallowetz den 18ten November 1811.

Ich schreibe Dir in einer höchstwichtigen und widrigen Angelegenheit, mein brüderlicher Freund, theils um Deinen Rath, und, wenn es nöthig wäre, auch Deinen Beystand aufzufordern, theils um durch Dich die Nachricht, die doch zu euch dringen wird, aufs beste einzuleiten.

Vor einigen Tagen kam Frau von Sarewsky, von einem sichern Lothar begleitet, der, wie es sich später zeigte, unter den Französischen Behörden eine bedeutende Rolle spielt, und großen Einfluß hat, in einem der ersten Gasthöfe unserer Hauptstadt ** a ch an. Ihnen folgte zwey Stunden darauf Leonorens Gemahl. Ob er sie zufällig getroffen, ob er sie begleitet, weiß Niemand; aber noch denselben Nachmittag entstand im Kaffehhause ein Zwist zwischen Lothar und ihm. Viele Französische Militär- und Civilperso-

nen waren gegenwärtig. Fahrnau soll sich leidenschaftlich, aber edel, Lothar hingegen hämisch und höchstbeleidigend benommen haben. Der Zank nahm bald durch das sichtliche Bestreben Lothars und seiner Parthey eine politische Wendung und Fahrnau's Haß gegen die Französischen Grundsätze erschien offenbar. Seine Besonnenheit verließ ihn, und er erlaubte sich nicht bloß Tadel, sondern, wie man sagt, sehr unziemende Ausdrücke gegen die Regierung, ja gegen den Kaiser selbst, und forderte Lothar öffentlich auf Pistolen. Mehrere Offiziere traten auf Fahrnau's Seite; die Civil-Behörden aber, von Lothar aufgefordert, erklärten Fahrnau für strafbar, und seiner Freyheit verlustig. Das traf ihn wie ein Donnerschlag. Die Offiziere wollten sich ins Mittel legen. Fahrnau begehrte auf Cavaliersparole auf freyen Fuß bleiben zu dürfen, und die meisten Anwesenden stimmten ihm bey; aber Lothars Parthey berief sich auf die gesetzlichen Einrichtungen, und drang auf augenblickliche Verhaftung des Barons, als eines gefährlichen Menschen, indem sie mit gemeinem Hochmuth über das Ehrenwort eines Adlichen spottete. Kurz, es scheint, als ob es darauf angelegt gewesen wäre, Fahrnau zur höchsten Wuth zu reizen, und so

strafbar als möglich zu machen. Das gelang auch. Er kam außer sich, und betrug sich wie ein Mensch, der seiner durchaus nicht mehr mächtig war. Jetzt ist er im Gefängniß. Der Geschäftsträger seines Fürsten hat sich zwar sogleich für ihn verwendet, und sehr viele Menschen, die Zeugen jener Scene, und der Absichtlichkeit gewesen waren, mit der man ihn zu gesetzwidrigen Schritten veranlaßte, interessiren sich hier für ihn; aber man sucht Ausflüchte, und jetzt verbreitet sich sogar ein Gerücht, er sey wahnsinnig, und müsse deßhalb in enger Verwahrung bleiben. Lothar hat mit seiner Freundinn am folgenden Tag die Stadt verlassen, und sich nach Italien gewendet.

Alles spricht von dieser Geschichte. Die Meinungen sind getheilt, doch die meisten Stimmen für Fahrnau. Auf jeden Fall ist seine Lage bedenklich, wenn er sich jenen Menschen auf irgend eine Art zum Feind gemacht hat; denn alle Behörden nehmen Rücksicht auf ihn, und sein Wort gilt hier überall.

Wie Rosalie, die, so viel ich weiß, Fahrnau leidenschaftlich geliebt hat, in die Hände dieses Menschen gekommen ist, erräth Niemand. Ich selbst war, sobald ich die ersten verworrenen

Gerüchte hörte, sogleich in die Stadt gefahren, und zog überall Nachrichten ein. Es war mir um Dich und Leonoren zu thun, und es ist wohl die Hauptabsicht dieses Briefes, daß sie die traurige Geschichte nicht durch das Gerücht auf eine falsche oder schreckende Art erfahre, und mit der Kenntniß ihres Unglücks auch den Trost freundschaftlicher Theilnahme erhalte. Mein Brief enthält freylich nur Fragmente; ich kann keinen Zusammenhang geben, weil ich keinen aufspüren konnte, und mit Vermuthungen Niemand behelligen will. Dafür ist aber, was ich melde, Wahrheit, und vielfach bestätigte Aussage.

Ich lege nun Alles in Deine Hand, fest überzeugt, daß Dein Zartgefühl, und Deine Achtung für Leonoren Dich den besten Weg finden lassen werden, um ihr eine Nachricht vorzutragen, die, ihre Gesinnung gegen ihren Mann mag nun seyn, wie sie wolle, ihr immer schreckhaft seyn muß. Mathilde hat mir an Dich und sie das Herzlichste, das ich euch sagen kann, aufgetragen. Nach einer solchen Nachricht wäre es zwar ungeziemend, von mir und meinem häuslichen Glücke zu sprechen. Aber erwähnen mußte ich desselben doch, da es Dein Werk und meine höchste Seligkeit ist.

Fünf und zwanzigster Brief.

Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

* gau den 19ten November 1811.

So haben meine treuen Warnungen vergebens an Dein Herz gerührt! Du hast nicht allein, was ich Dich vor einiger Zeit dringend zu unterlassen bath, die Verbindung mit Lothar ohne Fahrnau's Vorwissen fortgesetzt, sondern Dich auch jetzt jenem ganz und unbedingt übergeben, und — nimm mirs nicht übel! — es kömmt mir in meiner lebhaften Sorge um Dich vor, als hättest Du Dich dem Teufel verschrieben!

Du wirst über diesen Ausdruck zurückfahren, ihn übertrieben, unbillig, lästernd finden. Das ist natürlich, und ich verzeihe Dirs; aber ich kann nicht von der Idee abgehen, den einen Teufel unsers Geschlechts zu nennen, der aus der Kunst, Weiber zu berücken, seit Langem sein eigentli-

ches Geschäft zu machen scheint, mit kaltem Blut Erstlingsblüthen der Liebe, und Herzen bricht, und die Betrogenen, Verlassenen mit eben dieser Ruhe ihrem Schicksal überläßt. Ich habe diesen Menschen von jeher gefürchtet. Er hatte einst, als ihn mir das Schicksal in den Weg führte, sein gefährliches Spiel auch bey mir begonnen; aber ich hatte ihn früher zu wohl durch das Unglück eines seiner Schlachtopfer kennen gelernt, mit dem eine genaue Freundschaft mich verbunden hatte.

Ich begegnete seinen Angriffen und Planen, wie ich mußte, ich räumte ihm keine Herrschaft über mich ein, ich erhielt meinen Kopf von seiner Übermacht, mein Herz von jeder Schwachheit für ihn frey, und es gelang mir so, mich mit ihm auf einem leidlichen Fuß zu behaupten, und allen Reiz seines Umgangs zu genießen, ohne mir die Qual der Reue zu bereiten.

Das wirst Du nimmer vermögen, liebe Sally, wenn Du Dich einmahl mit ihm eingelassen; und hast es auch leider nicht vermocht, wie ich aus Deinem unglücklichen Entschlusse, mit ihm nach Italien zu gehen, gesehen habe. Nun bist Du sein, sein auf ewig, und mit Fahrnau's Gegenwart, der in Deinem Herzen dem Verder-

der noch das Gleichgewicht gehalten hatte, ist auch Dein guter Engel von Dir gewichen. O Sally! Wenn dieser Brief noch zeitig genug anlangt, so kehre um! Kehre um, selbst wenn Du den Fuß bereits in den Wagen gesetzt hättest! Laß Dich keine falsche Schaam, vor Allem, keine Furcht vor diesem bösen Menschen abhalten, Dich auch mit einem auffallenden Schritte von ihm loszureißen! Scheue seinen Tadel nicht, waffne Dich gegen seinen Spott, und fürchte nichts so sehr, als in seine Gewalt zu gerathen!

Ich setze nichts mehr hinzu, weil mir Alles daran liegt, den Brief so bald als möglich auf die Post zu bringen. Leb wohl, wenn Du es jetzt noch kannst!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 1ten December 1811.

Seit vier Tagen weiß ich eine Nachricht, die mein Gemüth in der tödtlichsten Unruhe, und meinen Geist in unaufhörlicher Spannung erhält. Bis heut war es mir nicht möglich, mich nur in so weit zu fassen, um Dich und Deinen trefflichen Mann davon in Kenntniß zu setzen, und ihn um seinen Beystand für einen Unglücklichen anzuflehen, der sich und die Seinen in endlosen Jammer gestürzt hat.

Ich möchte Dir gern ruhig und in der Ordnung schreiben. Ich kann es nicht. Mein ganzes Wesen ist zerstört, und so muß ich das zuerst an Deiner treuen Brust klagen, was meine Seele wie ein schneidendes Schwert durchzuckt.

Ludwig ist vielleicht auf ewig für mich und seine

Kinder verloren. Er ist in *ach durch Französische Behörden arretirt, und sein Schicksal hängt von seinem erbittertsten Feinde ab.

Vor vierzehn Tagen ungefähr erhielt ich den beygeschlossenen Brief von ihm *). Mir kam seine schnelle Abreise seltsam, unheimlich vor, so leicht und wahrscheinlich er auch, ihre wahre Ursache verbergend, darüber hinzugleiten schien. Doch nahm ich auch dieß geduldig auf, wie so Manches, was mir seit einem Jahre von seiner Hand kam.

Nun sind es vier Tage, als man mir zu meinem höchsten Erstaunen den Besuch des Herrn von Tengenbach meldete, der mein Haus nie betreten, und auch nie ein Verlangen bezeigt hatte, es zu thun. Ich vermuthete etwas Außerordentliches, und, seit langer Zeit gewohnt, bey jedem solchen Ereigniß auch etwas Schlimmes zu erfahren, empfing ich ihn bereits mit ängstlicher Spannung. Mein ahnendes Gefühl hatte mich nicht betrogen.

Mit ungemeiner Schonung und einem Mitgefühl, das ich mitten durch die Stacheln, die seine Erzählung in mein Herz drücken mußte,

---

*) S. den drey und zwanzigsten Brief.

dankbar empfand, theilte er mir die Nachricht mit, die das zweyte beyliegende Blatt enthält. Ich habe ihn gebethen, den Hergang für Lehmbach gehörig und deutlich aufzusetzen, damit dieser den Stand der Dinge daraus ersehen, und seine Maßregeln darnach nehmen könne. Ich war nicht im Stande dieß zu thun. Tengenbach erboth sich dazu mit eben der Güte, mit der er sich dem unangenehmen Geschäft, der erste Hinterbringer einer solchen Nachricht zu seyn, unterzog. Wenn es in einem Unglück, wie das meine gegenwärtig ist, möglich wäre, irgend eine Linderung zu fühlen, oder ihrer nur gewahr zu werden, so müßte sie in dem Gedanken liegen, wie vielen innigen und warmen Antheil Menschen, die mich so wenig kennen, wie Mathilde und ihr Gemahl, und nun auch Tengenbach, an meinem Schicksal nehmen, und wie sie sich bestreben, seine scharfen Pfeile zu mildern.

Sage Deinem Lehmbach, daß ein unglückliches Weib und zwey unmündige Waisen um seinen Beystand flehen. Er soll Alles anwenden, er soll alle Opfer, die nothwendig sind, von mir fordern, er soll mir rathen, mich anweisen, wie ich es anfange, um Ludwig zu befreyen, um ihn

zurück — Zurück? — O mein Gott, mein Gott! — Wenn er nur wieder frey ist! Sage das Deinem August. Sag ihm, daß ich ihn mit unnennbarer Angst, und mit zerrissenem Herzen beschwöre, zu thun, was nur immer möglich ist.

Warum Ludwig die Residenz verließ, ist nun klar. Warum er aber jene Person nicht begleitet, und ihr nur gefolgt ist, was sie mit diesem Lothar, einem so höchstwidrigen Menschen, zusammenführt, den Ludwig aufs Äußerste haßt, darüber schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Mir bleibt nichts übrig, als Gott zu bitten, daß es, wenn es je enthüllt wird, nicht noch schrecklichere Dinge zeige!

Sieben und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 7ten December 1811.

Dein Brief, lieber Freund, und Dein Auftrag an Frau von Fahrnau hat mich plötzlich tief in die Angelegenheiten dieser Frau verwickelt. Ich kann nicht sagen, daß es mir unangenehm ist; aber seltsam finde ich es, daß ein Mensch, der sie kaum kennt, und den auch sie, seit sie ihn gesehen, nur weniger Aufmerksamkeit gewürdigt hat, nun auf einmahl vom Zufall ersehen wurde, wie der Schwedische Hauptmann Thekla's, so jetzt ihr Vertrauter in ihrem tiefsten Unglück zu werden. Noch seltsamer erscheint mir diese Beziehung, wenn ich bedenke, daß dieser aufgedrungene Vertraute derselbe ist, der ihr von seinen und ihren Ältern zum Gefährten auf dem ganzen Lebenswege bestimmt war, und der um

einer unseligen Verblendung willen ihre Hand zurückwies.

Dein Auftrag an mich hatte wohl diese Absicht und Ausdehnung nicht. Aber sie bedurfte meiner. Sie stand ganz allein, ohne Rathgeber, ohne irgend einen Menschen, der in dieser so schwierigen Angelegenheit handeln und veranlassen konnte, was ihr als Weib zu thun unmöglich ist. So machte der Augenblick, in dem ich ihr als Bothe erschien, mich auch zu ihrem Freund und Geschäftsträger. Das bin ich nun, und bin es gern. Es gibt meinem irren Daseyn eine schöne, wenn auch für den Augenblick schmerzliche Bestimmung.

Wie sich diese Frau zu fassen, wie sie ihr Unglück zu tragen, und unter den Trümmern ihres ganzen Erdenglücks mit angestrengter Besonnenheit noch zu erhalten, und zu stützen sucht, was sich halten und stützen läßt, ist wirklich bewunderungswürdig. Anfangs zwar schien die körperliche Kraft dieser geistigen Überspannung zu unterliegen. Als wir uns das erstemahl trennten, und sie bleich, zitternd, unfähig zu sprechen, selbst ohne Linderung der Thränen mir zum Abschiede die Hand reichte, sagte ich ihr, ohne ihre Einladung zu erwarten, daß ich wieder

kommen würde. Ihr erstorbener Blick belebte sich auf einen Augenblick, und sie dankte mir mit freundlichem Nicken.

Als ich sie aber am andern Tage wieder besuchen wollte, konnte sie mich nicht sehen; denn sie war krank. Ich sandte täglich, mich zu erkundigen. Am fünften Tage war sie besser, und ließ mich bitten, wo möglich, noch denselben Abend zu ihr zu kommen. Das Wetter war ungünstig, der Weg verschneyt. Ich kam im Schlitten, als es schon Nacht war. Mein Gott! Wie fand ich die Frau geändert! Ganz erschöpft lag sie auf dem Kanapeh, ihr Sohn las ihr vor, und das Mädchen war beschäftigt, einiges Geräthe in Ordnung zu stellen. Mit einem Lächeln, das schmerzlich um die bleichen Lippen zuckte, streckte sie mir die Hand entgegen, und die großen dunkeln Augen füllten sich mit Thränen, die längs der todtbleichen Wangen herabglitten. Mich bewegte der Anblick so, daß ich nichts vermochte, als stumm ihre Hand an meine Lippen zu drücken. Aber ihre Thränen brachen nun unaufhaltsam hervor. Sie winkte den Kindern, das Zimmer zu verlassen, und mir, neben ihr Platz zu nehmen. Ich wartete still, bis das Weinen, das ich in ihrer Lage für eine wohlthätige Erleichte-

rung ansah, sich gestillt hatte; und nun dankte sie mir mit leiser Stimme, aber mit himmlischer Freundlichkeit für meinen Besuch, und erkannte tief die kleine Gefälligkeit, daß ich heut noch herübergekommen war.

Seitdem sehe ich sie sehr oft. Wir überlegen gemeinschaftlich, was zu thun ist, und ich erstaune über das richtige Urtheil sowohl, als über die stille Fassung dieser Frau. Es ist die Religion, die ihr diese Kraft gibt. Sie ist sehr gottesfürchtig. Ihre Lectüre besteht meistens aus belehrenden Büchern, oder Erbauungs-Schriften. Auch der Knabe las damahls, als ich eintrat, ein Religionsbuch.

Ihren Mann umfaßt sie mit einer schwärmerischen Liebe. Es muß doch wahrlich kein gemeiner Mensch seyn, der in der Brust einer s o l c h e n Frau, und nach einem s o l c h e n Betragen gegen sie, noch so ausschließend herrscht, denn, was sie handeln macht, ist nicht bloß ernstes Pflichtgefühl, und die Achtung für den beschwornen Eid am Altare, sondern wirklich die innigste Liebe, die in ihr Leben verwebt zu seyn scheint. Sie ist zu allen Opfern, zu allen Anstrengungen bereit, ja sie hat mehr als einmahl den Gedanken geäußert, ob es nicht das Beste wäre, gerade nach

*** ach zu reisen, und an Ort und Stelle die nöthigen Schritte aufs schnellste und nachdrücklichste zu thun. Ich kann ihr in dieser Ansicht unbedingt weder ab noch zu rathen. Auf jeden Fall muß man vorläufig nähere Erkundigung einziehen. Du, lieber Herrmann, wirst das am Besten thun können. Die beyliegenden Bogen enthalten Vorschläge, welche ich Dir nach meiner Kenntniß von den Verhältnissen der dortigen Behörden vorlege. Setze davon in Ausübung, was Du thunlich findest, und spare kein Geld, wo man damit etwas ausrichten kann! Die Rechnung richtest Du an mich. Auf Dich kann ich zählen, und brauche Dich daher nicht zu ermahnen, daß Du das Schicksal einer über alles edlen Frau, eines von ihr geliebten Mannes, und zweyer hoffnungsvoller Kinder zu besorgen hast. Leb wohl!

Acht und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Pisa den 20ten December 1811.

Das milde Italien hat mich aufgenommen. Hier wehen keine rauhen Winde, wie jenseits der Alpen; hier deckt kein unerbittlicher Schnee den Busen der Natur mit dem weissen Todtentuche; hier stirbt der Frühling nie ganz, und mitten unter trüben Tagen und Herbstwetter blitzt plötzlich ein heller Sonnenstrahl auf, und zaubert uns mit freundlichem Lächeln und lauen Lüften in die schönsten Tage des Sommers zurück; hier athmet der Mensch frey und leicht, denn er liegt an der Brust der milden Mutter, die das Zürnen hier ganz verlernt hat, womit sie in unserm Vaterlande so hart und verderblich auf zartere Körper einstürmt. Mir ist hier wieder unendlich wohl, wohler als das erstemahl, wo

ich nach einem schrecklichen Verlust mit tief zerrissenem Herzen und zerstörter Gesundheit, einsam und verlassen, Trost und Heilung in diesen Gegenden zu suchen kam. Ich bin unter dem Schutze treuer Freundschaft, die mit sorglichem Streben alles Unangenehme mir fern hält, und alles Schöne, Erquickende, Erheiternde um mich her versammelt. Wir leben höchstangenehm. Lothars Persönlichkeit würde allein hinreichen, Alles, was Gehalt und Talent hat, an sich zu ziehen; aber mit angenehmen Erstaunen erfahre ich, seit wir den Französischen Boden betreten haben, daß auch seine politische Bedeutenheit überall entschieden und herrschend in die Ereignisse eingreift. Man umringt uns mit Zuvorkommung, man bestrebt sich, uns mit den Schönheiten und Vorzügen der Umgebungen bekannt zu machen, und sucht alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des geselligen Lebens für uns auf. Wir schwelgen im Genuß von Kunstschätzen. Ich sehe einen gewählten Kreis durch Rang, Talent oder innern Gehalt bedeutender Menschen um mich, und die zwanglose Italienische Sitte, die das Weib nicht wie bey uns in die ängstenden Formeln der Hausfrauenschaft einengt, begünstigt diese Lebensweise. Wir singen,

spielen Clavier oder declamiren. O es ist Musik und Zauber, die italienischen Kehlen, diese harmonischen Laute, in denen die Vorsehung ihnen erlaubt hat, sich ihre Freude und ihr Leid mitzutheilen, diese göttliche Sprache singen und recitiren zu hören! Und dann auch diese glühenden Herzen, diese schnell fassenden Geister, dieser rasche Wechsel und Umtausch der Gedanken! Ja, sie mußten sich diese leicht über lauter Vocale dahingleitende Sprache schaffen, die mit allem Zauber des Wohllauts alle Energie des Gedankens verbinden läßt, um dem Flug ihrer Begriffe und Gefühle schnell genug folgen zu können!

Jetzt, liebe Bertha, nach langem Irren, Suchen, und so vielen bitteren Täuschungen glaube ich endlich am Ziele zu stehen, und jene Ruhe gefunden zu haben, die ich bisher so schmerzlich vermißte, nach der ich vergebens mit unsicheren Griffen langte, und sie nie, nie erreichen konnte. Es ist still in mir geworden. Ich weiß nun bestimmt, was mir Noth thut, und ich besitze es. Das angenehm bewegte, nur von leichter Abwechslung, von Kunstgenuß, geselliger Mittheilung, und belehrenden Umgang gehobene, schwebende, ätherische Leben ist es, in

dem sich mein Wesen allein behaglich fühlen kann. Jene Stürme — und gähen Absprünge von Furcht und Hoffnung, von Seligkeit und Verzweiflung, in die meine früheren Verirrungen mich stürzten, haben mich jeden Tropfen Entzücken mit Bechern voll Qual erkaufen machen. Sie waren, wie das Clima, das sie erzeugte, zwischen tödtendem Frost und sengender Hitze auf den Wogen unsichrer, sich selbst mißverstehender Leidenschaft, geschaukelt.

Nur Ein dunkler Punct liegt noch im Hintergrunde meiner Seele, damit nicht Alles schön sey, damit dem irdischen Loos sein gebührender Zoll gebracht, und mit diesem Ring des Polykrates die ernste Nemesis versöhnt werde, die dann freundlich mir mein übriges Glück gönnen wird. Es ist Ludwigs Schicksal! Ich habe ihm auf der Reise geschrieben, und zwar gleich am dritten Tage, als wir das erstemahl uns einige Ruhe gönnten.

Lothar hohlte mich schon in der sechsten Station ein. Es war Nacht. Zerschüttelt, betäubt von der langen Tagreise auf den grundlosen Wegen, halb krank durch Ermüdung und Frost, und von tausend beängstenden Gedanken, wie Ludwig meine Abreise aufnehmen, wie er sich

in das Unabänderliche finden, und was er vielleicht leiden werde, noch mehr als durch jenes körperliche Mißbehagen gequält, lag ich auf dem Sopha im Zimmer des Gasthofs. Ein Paar Lichter am Spiegeltische erhellten dürftig das weite alterthümliche Gemach. Ich fühlte mich so allein, so bang, so zweifelnd!

Da rollte ein Wagen schnell und rasselnd vor das Thor. Er hielt. Man sprang heraus. Alles kam in Bewegung, und mit eiskalter Hand griff der Gedanke an mein Herz: Das ist Ludwig, der dich sucht! Gott wie hätte ich ihm in meiner jetzigen Stimmung begegnen können! Was hätte daraus werden sollen, wenn er mich wieder in den Strudel von Verirrung, Zwiespalt und Unruhe zurückgezogen hätte, dem ich kaum entgangen war!

Ich war unvermögend, mich zu erheben; ich wußte nicht, was ich denken, noch weniger, was ich sagen sollte. Da hallten schnelle Tritte durch den Vorsaal. Es war nicht Ludwigs Gang. Man kam an meine Thür, es wurde leise am Schloß gegriffen. Nein! Das ist er nicht! dachte ich, und fühlte mein Herz um Centnerlasten erleichtert. Aber nun beunruhigten mich Zweifel und Neugierde, ich stand auf, und machte einige

Schritte gegen die Thüre, um zu sehen, wer mich um diese Zeit zu stören käme? Sie ging auf, und — o es war wie ein erster Sonnenblick nach langen nebelgrauen Wintertagen! — beym hellen Schein vieler Kerzen in den Händen der Aufwärter und seiner Domestiken, die ihn umringten, leuchteten mir Lothars ruhige, feste Züge, die ganze männlich ernste Gestalt entgegen.

Ich verstummte vor freudiger Überraschung; er aber trat auf mich zu, und mit glänzenden Augen sagte er: Gottlob! Sie sind wohl! Er winkte den Leuten, sich zu entfernen, gab noch mit fliegenden Worten einige Befehle, und wir waren allein.

Lothar! sagte ich jetzt: Ihre Ankunft ist mir höchst erfreulich, aber wie kömmt es —

Er ließ mich nicht ausreden. Mit einem Lächeln, das ich nie an ihm gesehen, und das seine ernsten Züge zu unaussprechlicher Holdseligkeit verklärte, nahte er mir, legte die Hände auf meine Schultern, sah mir lang und liebevoll in die Augen, und sagte dann: Hat Rosalie denn geglaubt, daß es mir möglich wäre, ohne sie zu leben?

Ich kann Dir nicht sagen, wie diese Worte mich ergriffen, und doch hätte mich sein Kom-

men, sein Nahen, sein Blick darauf vorbereiten können. Ich fühlte, daß ich leise bebte, und Thränen mir in die Augen traten. Mein theurer, theurer Freund! sagte ich. Er zog meine Hand an seine Lippen, mein ganzes Wesen folgte, und ich lag an seiner Brust. Wir hatten uns verstanden, wir waren Eins. Er setzte sich dann ruhig mit mir aufs Kanapeh, entwickelte mir noch einmahl alle Gründe und Verhältnisse, die meine Trennung von Ludwig nothwendig machten, und ließ mich im hellen Licht seiner Menschenkenntniß die überaus wahrscheinliche Folge dieser Maßregel sehen, daß nähmlich Ludwig bey Empfang meines Briefes eine Weile toben und wüthen werde, daß Leonore dann, sobald sie Nachricht von meiner Abreise erhielte, ihre alten Rechte geltend machen, und Alles hervorsuchen würde, um den Flüchtling wieder ins ehrenfeste Geleise seiner häuslichen und ehelichen Pflicht zu bringen, daß es ihr bey Ludwigs bekannter Weichheit ohne Zweifel gelingen, und ich mit aller meiner Ängstlichkeit über diesen Schritt, und selbst mit meiner Reue, wenn ich ihn wieder zurück thun, und zu Ludwig kehren wollte, nichts gewinnen würde, als — den Triumph der gerächten Hausehre feyern zu helfen.

Ich sah die Richtigkeit dieser Gründe vollkommen ein, und eine unbeschreibliche Ruhe senkte sich in mein Herz. Wir überlegten nun den weiteren Plan unserer Reise. Lothar hatte nebst dem Zweck, mir zum Geleiter zu dienen, noch Aufträge von seinem Kaiser, die er untereinstens verrichten wollte. Sie machten einige kleine Absprünge von der gewohnten Straße nothwendig. Er trug mir an, ihn jedesmahl in einer größeren Stadt, die auf dem Wege lag, zu erwarten; aber ich hatte zu viel Angst vor Ludwigs möglichem Nachsetzen, und zog vor, ihn überall zu begleiten, um unter seinem Schutze zu stehen. Er nahm es mit sichtlicher Freude an. So wurde die Reiseroute gleich abgeändert, und mein erster Brief an Fahrnau nicht aus *ingen, sondern aus **ben geschrieben. Auch machte diese Art zu reisen mehr Eile nöthig, und verstattete mir weniger Ruhepuncte. Doch sorgte Lothars zärtliche Freundschaft für Alles, und er hätte, glaube ich, mit dem Novemberwind zanken mögen, wenn er mich unsanft berührte.

Ach, liebe Bertha! Welche Seligkeit liegt in dem Genusse so ruhiger verläßlicher Freundschaft, in dieser immer gleichen Wärme des Gefühls,

in diesen stillen Bebungen innerer Zufriedenheit, gleich weit entfernt von der tödtenden Kälte gleichgültiger Indolenz und stürmischer Leidenschaft! Auch habe ich während dieser Reise den schroffen Freund auf einer so unschroffen Seite kennen gelernt, sein Herz so mild, und seinen Geist so geschmeidig gefunden, daß jenes frevelnde Wort hier zum letzten Mahl stehen soll, womit ich an der zarten, und nur von einer durch Unglück und Welterfahrung gehärteten Hülle bedeckten Seele so lange gesündigt habe.

Aber ich wollte Dir ja von der einzigen Sorge sprechen, die mich zuweilen noch quält, obwohl ich auch nicht weiß, ob meine noch immer so innige Neigung für Ludwig, nicht meinem allzuängstlichen Gemüth ein Blendwerk vorspiegelt.

Wir waren in **ach angekommen, wo der Sitz des Französischen Gouvernements ist. Lothar hatte hier Geschäfte. Wir sollten drey Tage bleiben, und ich richtete mich im Gasthofe ein, wo mich die Vorsorge des Freundes mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten umringte. Nach Tische ging er zeitlich aus, und kam nicht lange darnach sehr erhitzt, von mehreren Französischen Offizieren und Civilbeamten des Orts begleitet,

zurück. Die Männer gingen auf sein Zimmer, es wurde lange und heftig gesprochen. Ich wußte mir nichts zu deuten, aber ich war auch nicht besorgt; denn leicht und faßlich ließ sich Alles durch Lothars Geschäftsverbindungen erklären. Aber nun begann ein Laufen und Schicken. Der Commandant des Castells selbst erschien mit ein Paar Offizieren, ich hörte entfallene Worte von Übermuth, Strafe, gefährlichen Grundsätzen, man sprach von einem Wüthenden, dessen man sich versichern müsse. Ein Grauen fing an, mich zu überlaufen. Indeß trat die Aufwärterinn herein, und erzählte eine verworrene Geschichte nach der Art dieser Menschen, von einem Fremden, der sich im Kaffehhaus ungebührlich betragen, die anwesenden Franzosen beschimpft, ihren Kaiser zu ermorden gedroht habe, und zuletzt für seine Kühnheit arretirt worden sey. Und wer ist der Fremde? fragte ich, nicht ohne einen Anflug von Angst; denn Fahrnau fiel mir auf der Stelle ein. Seinen Nahmen wußte die Aufwärterinn nicht. Es wäre ein vornehmer Herr aus ** sagten Einige, Andere hielten ihn für einen Abentheurer, noch Andere für wahnsinnig, da er sich ganz wüthend benommen haben soll. Sie hatte ihn, als die Gensd'armes mit ihm in den Wa=

gen stiegen, auf einen Augenblick gesehen, und nun beschrieb sie eine Gestalt, die zu meinem Schrecken Fahrnau seyn konnte.

Ich erwartete Lothar mit banger Sorge, denn ich fürchtete hier einen schrecklichen Zusammenhang. Er kam spät. Eine völlige Ruhe, ja eine Art von Freudigkeit lag auf seinen Zügen. Ich theilte ihm meine Besorgnisse mit. Er lachte, und nannte mich eine schöne Träumerinn. Doch nach und nach wurde sein Blick ernster, und endlich sagte er beynahe streng: Der glückliche Fahrnau! Seine nur mögliche Nähe, seine geträumte Gefahr kann dieses allzuzärtliche Herz schon in solchen Aufruhr bringen! Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Der Fremde und Fahrnau haben nichts gemein, als eine gleiche Thorheit. Er verbeugte sich, und verließ das Zimmer.

Ich fühlte, daß ich ihn beleidigt hatte. Diese lebendige, ja thörichte Theilnahme an dem Schicksal eines Unbekannten, nur weil es Fahrnau seyn konnte, diese heftige aus der ganz beruhigten Stille meines Wesens unvorbereitet hervorgebrochene Regung mußte ihn befremden, und den treuen Freund, der seit Langem auf nichts anders sann, als mein Leben aus allen

wirklichen und geistigen Stürmen auf ein sicheres Eyland tiefgegründeter Ruhe und wahrer Freundschaft zu retten, höchstschmerzlich berühren.

Er kam nicht zum Abendessen. Ich hatte Zeit, über mein Unrecht nachzudenken. Aber die Aufwärterinn trat abermahl ein, und fing wieder an, von dem schönen Mann zu erzählen. Sie wußte jetzt mehr. Es wäre ein Cavalier vom Hofe des nächsten Fürsten, er hätte mit Lothar Streit angefangen, und ihn gefordert. Auch nannte sie einen Nahmen, der wie Fahrnau klang. Mich überlief es von Neuem. Aber durfte ich dieser vielleicht ganz grundlosen Angst Gehör geben? Durfte ich des unglücklichen Menschen, der mich in solche Verwirrung stürzte, vor Lothar noch einmahl erwähnen?

Spät Abends kam er endlich. Mit vieler Artigkeit, aber mit einer Kälte, die wie Eiseshauch durch alle seine Reden und sein Betragen wehte, und mein Herzblut erstarren machte, trug er mir vor, daß ein Auftrag, den er hier bey dem Gouverneur für sich gefunden, seine schnelle Abreise nach Venedig fordere. Er sähe ein, daß es unbescheiden wäre, mich in dieser Jahreszeit (es stürmte und regnete unaufhörlich) von hier fortzutreiben, er nähme also Abschied von mir, und

hoffe mich in Venedig wieder zu sehen. Ich erstarrte. Mit bittenden ängstlichen Blicken sah ich ihn an. Sie wollen mich verlassen? war Alles, was ich vorbringen konnte, und meine gänzliche Vereinzelung im fremden Lande, unter unbekannten Umgebungen, und mit meinem verworrenen Gemüthe stellte sich mir schreckend, wie ein furchtbares Gespenst, vor Augen.

Es steht bey Ihnen, gnädige Frau, was Sie thun wollen. Ich werde es mir zur Ehre rechnen, Sie zu begleiten; aber Sie wissen, setzte er mit strengem Ton hinzu, ich hänge nicht von mir selbst ab. Meine Reise ist oft seltsam, immer hastig, meist beschwerlich. Bey mir gebiethen kalte Vernunft und unerweichte Nothwendigkeit.

Ich werde mich Allem fügen, sagte ich: Ich werde mit Ihnen gehen.

Er dankte mir mit einer stummen Verbeugung, und verließ das Zimmer. Sogleich wurden Anstalten getroffen, und zwey Stunden darauf — mitten in der Nacht — saßen wir im Wagen. Ich hätte sehr gewünscht, nur bis zum folgenden Tage noch in **ach bleiben zu können, da mir die Aufwärterinn noch eine verläßliche Nachricht von dem Gefangenen

am nächsten Morgen zu bringen versprochen hatte. Aber da galt keine Wahl. Des Fremden, seines Streites im Kaffehhause wurde nicht mehr erwähnt. Lothar dachte vielleicht nicht mehr daran, und ich hatte bey der Trockenheit und Kälte, mit der er sich seit der ersten Erkundigung darnach gegen mich benahm, nicht das Herz, ihn zu fragen. So blieb dieser mir so wichtige Punct unerörtert. War es Fahrnau? War er es nicht? Und, wenn er es war, was ist aus ihm geworden? Nach und nach ließ die Eiseskälte meines Freundes nach, und unser Verhältniß war wieder hergestellt, so rein, so offen, so befriedigend, wie ehemahls.

Aber ganz ruhig kann ich doch nicht seyn. Fahrnau's Bild taucht aus dem Schatten der Vergangenheit auf, bald in allem seinem Liebreiz, bald in schreckender Bläße, von feuchten Mauern eng umschlossen, hohläugig, und mich mit drohender Gebehrde anklagend.

Das ist es eben, was mir die Nemesis versöhnen soll, weil ich sonst gar zu glücklich wäre.

Wir werden nach Florenz und Rom gehen. Wo wir unsern bleibenden Wohnsitz aufschlagen, ist noch ungewiß. Sobald ich es weiß, sollst

auch Du es erfahren, um Deine Briefe sicher einleiten zu können. Indessen gib sie Deinem Freunde Fierolles! Er kann durch seine Verbindungen und die Gesandten seines Hofes immer ungefähr wissen, wo Lothar sich aufhält. Leb wohl!

Neun und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 15ten Jänner 1812.

Laß, lieber Hermann, wie Du diesen Brief erhältst, die herrschaftliche Wohnung in Fallowetz so viel als möglich in wohnlichen Stand setzen, und bitte Mathilden in meinem Nahmen, zur Aufnahme unserer edlen unglücklichen Freundinn Alles aufs bequemste einzurichten. Das wissen Frauen am geschicktesten zu machen, und so lege ich dieß Geschäft mit vollkommener Zuversicht in ihre Hand.

Du weißt, wie sehr das ewige Hin- und Herschreiben diese letzte Zeit uns hier in der Ferne, und Dich dort in der Nähe des schmerzlichen Ereignisses, in einer unangenehmen Spannung hielt, und doch wenig oder nichts Befriedigendes damit geleistet wurde. Fahrnau ist noch immer

verhaftet. Noch kennt man seine Schuld und darum sein Schicksal nicht genau, und die widersprechenden Nachrichten über seine Krankheit, über seine angebliche Geisteszerrüttung, und selbst über den Ort, wo er sich befinden soll, dienen nur dazu, seine unglückliche Gemahlinn, und uns Alle in ewig neuer Unruhe zu erhalten.

Leonorens Angst ist eben so leicht zu begreifen, als zu verzeihen. Sie weiß, daß ihr Mann und Lothar nie Freunde, ja, daß sie in der letzten Zeit Nebenbuhler bey jener Frau waren, und Fahrnau ihnen auf ihrer Flucht nach Italien gefolgt ist. Obwohl nun der Beweggrund dieser Reise nicht darnach ist, Leonorens Theilnahme für den verirrten Gemahl aufzufordern, so würde doch schon der bloße Pflichtbegriff hinreichen, sie alles Ersinnliche für ihn unternehmen zu machen. Sie ist in der Residenz gewesen, sie hat sich dem Fürsten mit ihren Kindern zu Füßen geworfen, und mit allen Ministern und Großen gesprochen, die in der Sache etwas thun können. Überall wurden ihr leere Tröstungen, weit aussehende Versprechungen, Entschuldigungen gegeben, nirgends Hülfe. Unser Hof fürchtet sich, sich für Jemand zu verwenden, der die Ungnade des Französischen, oder seiner Gewaltigen auf sich

gezogen hat. Man findet die Sache bedenklich, man zuckt die Schultern, und will lieber die unauslöschliche Schmach auf sich laden, einen redlichen, schuldlosen Mann der Gewalt boshafter Feinde ohne Schutz zu überlassen, als den Unwillen der allgefürchteten Eroberer durch muthigen Widerstand reizen.

So setzen sich Einzelne und ganze Regierungen in den Augen der besseren Menschen, ja in den Augen der übermüthigen Sieger selbst herab, die mit Verachtung der zahmen Schwäche und kriechenden Unterwürfigkeit spotten, und bey nächster Gelegenheit diejenigen als leichte Beute verschlingen werden, die jetzt mit Aufopferung der heiligsten Rücksichten aus engherziger Selbstliebe ihrer Willkühr fröhnen.

Dir darf ich sagen, lieber Bruder! was ich Leonoren nicht zu sagen wage. Ich fürchte unter diesen Umständen Alles für Fahrnau. Er muß sich höchst unvorsichtig benommen haben, und nur die Voraussetzung, daß innerer Kampf, Anstrengung der schnellen Reise, und ein Fieber, das ihn schon früher ergriffen hatte, ihn gleichsam außer sich und um seine klare Besinnung gebracht haben, kann ihn entschuldigen. Wenigstens erklärt dieß einigermassen die Nachrich-

ten, daß er krank, und seines Bewußtseyns beraubt sey.

Unter solchen Verhältnissen konnte ich Leonorens Entschluß, selbst nach **ach zu reisen, und entweder ihres Mannes Gefangenschaft zu theilen, ihn zu pflegen, wenn er krank wäre, oder, wenn man ihr das nicht erlaubte, wenigstens in seiner Nähe zu bleiben, um an Ort und Stelle zu wirken, was zu wirken möglich wäre, nichts entgegensetzen. Nur bath ich sie, die Schwierigkeiten der Winterreise, die tausend Unannehmlichkeiten, denen sie sich in den fremden, undeutschen Gewalthabern gehorchenden, Gegenden, aussetzte, zu bedenken, und sich auf eine genauere und vielleicht sehr unerfreuliche Kenntniß der Lage der Dinge vorzubereiten. Sie gab mir vollkommen Recht; aber sie hatte ihren Entwurf, und zum Theil auch schon ihre Anstalten gemacht, ohne auf ein anderes männliches Geleite, als ihres eilfjährigen Sohnes und eines alten Kammerdieners ihres Mannes, zu rechnen. Ich ließ sie eine Weile sprechen. Ich weidete mich an der stillen Fassung, womit sie sich in Alles zu fügen, und Muth und Entschlossenheit für die beschwerliche Reise, und für alle bitteren Schritte zu erringen strebte, die ihr bevorstanden. Als ich sie

so mit stiller Bewunderung angehört, und ihre Rede mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, fragte sie endlich, was denn ich von dem Allen dächte? „Daß das nicht angeht, gnädige Frau, daß Sie einer andern Begleitung bedürfen, als Ihres Adolphs, und des schwachen Alten, und daß ich, wenn Sie sonst keine Ausnahme gegen mich haben, mir diese Erlaubniß erbitte.“

Eine Aufwallung, in welcher Erstaunen und Freude sich mischten, flog über ihre angenehmen Züge. Ach Gott! rief sie, Sie wollten —

Ich habe in Fallowetz Geschäfte, die mich über kurz oder lang ohnedieß hinrufen. Von dort sind nur anderthalb Stunden nach **ach, und Mathilde lebt in Fallowetz mit ihrem Gemahl. Sie sind dort unter Freunden; Sie können von da aus Ihre Schritte machen, oder dort bleiben, wo es Ihnen den Umständen nach am gerathensten scheint.

Sie war vergnügt über meinen Vorschlag, aber sie nahm ihn doch nicht alsogleich an. Als ich aber das nächstemahl nach Rosenstein kam, und meine Bitte wiederhohlte, sagte sie mir, daß sie mein Anerbiethen und alle Umstände wohl überlegt habe; daß sie sich mit Freude und Zuversicht unter meinen Schutz begäbe, und nun

dieser Reise, vor der ihr zuvor immer heimlich gegraut habe, mit mehr Ruhe entgegen sähe. Ach! sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in ihren Zügen, und ihr großes dunkles Auge richtete sich von einer Thräne glänzend gegen Himmel: Es treibt mich ein so ängstliches Verlangen nach **ach, und — lieber Gott! was soll ich dort vielleicht erfahren!

So werde ich denn Fallowetz wieder sehen, das ich vor Kurzem nie mehr zu betreten dachte, und werde eben das weibliche Wesen mit mir hinführen, das ich vor zwölf Jahren als meine Gattinn dort einzuführen bestimmt war. Seltsames Schicksal! Wunderbarer Tausch!

Ich kann nicht sagen, daß ich mich auf den Anblick freue, selbst Deine Gegenwart wird die Geister böser Erinnerungen, die dort hausen, nicht bannen, und nur ein Fall, wie der vorliegende, wo der wichtige Dienst, der einer geachteten Person geschieht, dazu auffordert, und die Lage der Umstände diesen Ort als den tauglichsten zeigt, kann mir sein Wiedersehen erträglich machen.

Dreyßigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Tante, die Gräfinn von Wingheim.

Florenz den 15ten Jänner 1812.

Sechs Monathe sind verflossen, seit sich von allen meinen Verwandten, meinen Bruder Fritz ausgenommen, Niemand um mein Daseyn bekümmert. Kindliche Pflicht, und jene zärtliche Rücksicht, welche auch das unbilligste Betragen nie aus meinem Herzen wird tilgen können, zwangen mich, zu wiederhohlten Mahlen die Verzeihung meiner Mutter (wenn man etwas zu verzeihen haben kann, wo nichts verbrochen wurde) und ihre Zustimmung zu einem Schritte anzusuchen, den ich mit reifer Überlegung gethan, und seitdem noch nie zu bereuen gefunden habe. Ich bin sehr vergnügt. Mein Gemahl entspricht jeder Forderung, die in meinem Ideal häuslicher Zufriedenheit lag. Mehr oder anderes konnte

meine Mutter weder ihre Vernunft noch ihre Liebe für ihr Kind wünschen machen; folglich glaubte ich zuversichtlich, daß jener Unwillen, der nur aus Erinnerungen an ehemahlige Unbilden aufgewallt war, nach und nach der Überzeugung von dem Glücke ihrer Tochter gewichen seyn würde. Ich habe es nicht so gefunden. Drey Briefe, die ich ihr mit kindlicher Unterordnung geschrieben, blieben unbeantwortet. Alle dringenden Bitten und Vorstellungen meiner übrigen Verwandten, an die ich mich deßhalb wandte, waren eben so fruchtlos, und auch Sie, meine gnädige Tante, meine zweyte Mutter, haben mich keiner Antwort auf meinen Brief gewürdiget, den ich vor drey Monathen von meinem Landgute an Sie schrieb.

Ich kenne meine Mutter. Auf den Wegen, die ich bisher versucht, wird es in Ewigkeit nicht glücken, an ihr Herz zu gelangen, und doch drängt es mich, ihren Unwillen abzuschütteln, und wieder frey und heiter Jener gegenüber zu stehen, an die nebst den heiligsten Banden des Bluts mich die unbegrenzteste Dankbarkeit und Verehrung knüpfen. Das gute Vernehmen mit meiner Familie allein fehlt zu dem vollständigen Glücke meines Lebens, und der Eifer, mit dem

ich Alles hervorsuche, um dieses Ziel zu erreichen, sollte Ihnen doch, theuerste Tante, so wie meiner Mutter beweisen, daß es mir damit hoher, heiliger Ernst sey. So wende ich mich denn noch einmahl an Sie, deren milder Sinn und nachsichtsvolle Güte mir aus dem schönen Jahre, das ich in Ihrem Hause durchlebte, so bekannt und theuer sind. Seyen Sie meine Fürsprecherinn, meine Vermittlerinn! Zeigen Sie meiner Mutter mein höchstangenehmes Daseyn! Sprechen Sie ihre mütterliche Liebe für ein Kind an, das in vier und zwanzig Jahren, die es unter ihrer Leitung zubrachte, es niemahls an Folgsamkeit und kindlicher Ergebung hat ermangeln lassen! Machen Sie meinen Frieden mit ihr, und glauben Sie gewiß, daß Sie ein höchst verdienstliches Werk vollenden, wenn Sie zwey Herzen vereinigen, die die Natur für die innigste Liebe gegeneinander bestimmt hat!

Übrigens geht es mir, wie ich Ihnen schon geschrieben, sehr wohl. Unsere Güter sind angenehm gelegen, das Schloß, welches wir gewöhnlich bewohnen, ist modern und schön gebaut, aufs bequemste eingerichtet, und von geschmackvollen Gärten umgeben. Mein Wilhelm treibt die Gärtnerkunst als Meister, er ist ein leidenschaftlicher

Botaniker, er versteht so viel Chemie, als zur wissenschaftlichen Leitung seiner Ökonomie nothwendig ist, und seine Bibliothek in diesen Fächern wird wenig ihres Gleichen haben. Unter seiner unmittelbaren Aufsicht gedeiht Alles, und sein Vermögen biethet uns die Mittel an, die Wintermonathe entweder in einer großen Stadt, oder auf einer Reise zuzubringen. Sie wissen, es war von jeher mein Wunsch, die Welt zu sehen, und vor Allem zog es mich nach dem schönen Garten der Hesperiden, nach Italien, von dessen Wundern man in Conversationen und Büchern so viel hört und liest, und das nicht gesehen zu haben, besonders bey unsern gebildeten Damen und Modegelehrten, für ein Zeichen der Stumpfheit und des Zurückbleibens gehalten wird. Wilhelm errieth meinen Wunsch, und obgleich eine so weite Excursion für heuer nicht in dem Plan seiner Hauseinrichtungen lag, gab er doch meinem Verlangen mit großer Gefälligkeit nach, und wir reisten im halben November, als seine Gegenwart nicht mehr bey seinen Geschäften nothwendig war, nach Mailand, und von dort hierher.

Wie überhaupt selten eine meiner Unternehmungen, so hat auch diese mich nicht gereuet.

Der mannigfache Genuß der Natur- und Kunstschönheiten, die Verschiedenheit der Sitten, der Lebensweise, des Nationalcharacters, belehren und unterhalten mich zugleich. Auch in Rücksicht des geselligen Lebens habe ich hier weit mehr gefunden, als ich erwartete. Ich bin in Mailand und hier am Hofe vorgestellt worden, und lebe in den besten Cirkeln. Mein Gesang und mein Clavierspiel haben außerordentliches Aufsehen gemacht, und so viel ich in Rücksicht des ersteren für mich zu lernen, und zu bessern fand, so sehr sind die Italienerinnen in der Execution der Clavierstücke zurück. Man kennt hier nicht viel von unsern neueren Compositoren, und von den Schwierigkeiten, die wir in Deutschland leicht auf dem Pianoforte überwinden, hat man hier kaum eine Vorstellung. Daher erregt einige bedeutende Fertigkeit sogleich Aufsehen und Bewunderung, und der schnell auffassende Italiener wird noch leichter hingerissen. Ich spiele oft und gern, und mein Gesang hat sich durch einen Italienischen Meister, den ich angenommen, und noch mehr durch Anhörung ihrer Opern, und der Manier ihrer besten Künstler sehr verbessert.

Eine überraschende Erscheinung war es mir,

vor ein Paar Wochen im Theater die Sarewsky zu erblicken, noch überraschender aber, an ihrer Seite als ihren erklärten Cicisbeo jenen Lothar zu finden, der sich, so lang sie in **bad und in der Residenz lebte, nicht sonderlich um sie bekümmert hat. Ihr Verhältniß mit Fahrnau ist ganz geendet. Wie? oder warum? weiß hier Niemand. Es schwebt ein gewisses Dunkel über der Sache. Bis **ach sind sie, wie es heißt, alle drey miteinander gereiset; dort aber soll Fahrnau sich mit den Französischen Behörden überworfen, gegen ihre Grundsätze und den Kaiser selbst sich laut erklärt, und überhaupt so betragen haben, daß er arretirt, und bis jetzt noch nicht auf freyen Fuß gestellt worden ist. Mich dauert seine Frau. Er büßt die Strafe seiner Thorheiten.

Sie aber, die schöne Helena, die dieser — nun, ein P a r i s ist er eben nicht — ihrem Menelaos entführt hat, lebt hier, wie überall, auf glänzendem Fuß, sieht Alles bey sich, was auf Bildung und guten Ton Anspruch macht, und erregt großes Aufsehen.

Mit Lothar, der in allen Gesellschaften und auch bey Hofe erscheint, hat mein Mann seine Bekanntschaft erneuert. Er hat uns hier schon

wesentliche Dienste geleistet, und besucht uns zuweilen. Sie kennen ihn, theure Tante, und ich brauche ihn Ihnen nicht zu schildern. Er benimmt sich mit Anstand, und versteht es recht gut, wie dort in ** bad und in der Residenz den Democraten, so hier den Mann von Einfluß und Ansehen zu spielen. Sein Haus ist glänzend, seine Tafel ausgesucht, er hat eine Menge Domestiken und die eleganteste Equipage, kurz, er ahmt unsern Stand, dessen Vorrechte und Handlungsweise er sonst so bitter getadelt hat, in Allem so gut nach, daß schwerlich ein Cavalier zu finden seyn wird, der sich mit mehr Sicherheit, und mehr Übermuth betragen könnte, als dieser Mensch. Indessen halten seine Kenntnisse und sein gebildeter Verstand für Vieles schadlos. Er ist Kunstliebhaber und Kenner in bedeutendem Grad, ja er zeichnet selbst vortrefflich, und es ist eben so unterhaltend als belehrend, die hiesigen Schätze dieser Art in seiner Gesellschaft zu durchwandern. Ich versäume es niemahls, wenn ich irgend kann, und genieße Alles doppelt auf diese Art.

Diese einzelnen Züge aus dem Bild meiner Lebensweise werden Sie, gnädige Tante, von dem überzeugen, was ich im Eingang meines

Briefes behauptete, daß ich sehr vergnügt bin, daß ich meine Wahl auf keine Art zu bereuen habe, und daß die Welt, die mir überall mit ihren Auszeichnungen und Freuden entgegenkommt, eben dieß Urtheil fällt, und mich meiner angenehmen Lage wohl werth hält. Möchte es mir doch gelingen, Sie meinen Wünschen geneigt zu stimmen, und durch Sie endlich das einzige, mir noch fehlende Gut, die Verzeihung meiner theuren Mutter, und Ihre Gnade zu erhalten!

Ein und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Fallowetz den 8ten Februar 1812.

Seit vier Wochen bin ich hier. Fünfmahl war ich während dieser Zeit in der Stadt bey allen Civil= und Militär=Behörden. Ich habe mir keinen schweren Schritt, kein Warten, kein Opfer zu theuer seyn lassen, und — ich stehe gerade dort, wo ich im Anfange meines Aufenthalts stand, ja meine Lage ist, wo möglich, noch ein Bißchen schlimmer.

Als ich noch fern von hier in meinen Bergen war, spiegelte mir die Hoffnung, die auch den Unglücklichsten nicht verläßt, eine täuschende Aussicht vor, wie ich leicht zu meinem Gemahl gelangen, und entweder seinen Kerker theilen, oder doch eine verläßliche Übersicht der Schritte

erhalten könnte, die zu seiner Befreyung an Ort und Stelle zu thun wären.

Nichts — nichts von Allem ist erfüllt. Man hält mich mit Ausflüchten, mit geheimnißvollen Andeutungen hin. Die Antworten der verschiedenen Personen, an die ich mich offiziell zu wenden hatte, widersprechen sich, und ich habe nicht einmahl mit Gewißheit erfahren können, ob Fahrnau gesund oder krank, und ob er noch im Castell von **ach, oder, wie Einige sagen, nach Mantua gebracht worden sey.

Daß er bereits von einem Fieber ergriffen war, als er die Residenz verließ, und daß dieses Übel, durch innere Aufreizung und die Hastigkeit der Reise vermehrt, ihn in einen Zustand versetzt hatte, der an Geistesabwesenheit grenzte, habe ich durch einen Brief seines Bruders erfahren, in welchem er mir Auszüge und Stellen aus Ludwigs letzten Schreiben an ihn sandte. Was er in einer solchen Stimmung gesagt oder gethan, läßt sich nicht berechnen; aber es läßt sich Alles fürchten. Man sagt mir nichts, und es steht mir frey, zu denken, zu zittern, so viel, und vor was ich will.

Urtheile nun, wie mir zu Muth ist! O wenn jenes Weib, das mich so grenzenlos elend ge-

macht hat, nur den mindesten Begriff von dem Jammer hätte, den ihre zügellosen Leidenschaften über ein einst glückliches Haus gebracht haben, sie müßte vor den Folgen ihres Leichtsinns zurückschaudern, wenn sie nur noch einen Funken Gefühls hat!

Die Menschen, bey denen ich jetzt lebe, sind recht gut; aber sie stehen meinem Herzen zu ferne, als daß ich wahre Erleichterung in ihrem Umgange finden könnte. Tengenbach benimmt sich als ein großmüthiger Freund. Ich kann Dir nicht beschreiben, was er während der Reise für mich und meine Kinder gethan, und wie er hier für uns sorgt. Aber auch s e i n e Bemühungen als eines Geschäftskundigen, und hier begüterten Unterthans der Französischen Regierung fruchten nichts. Mathilde ist verständig, gut und sanft. Kann ich aber mit ihr über Fahrnau, über sein Unrecht, und meine Gefühle reden? O Gott! Diese Gefühle! Sie sind eben mein größtes Unglück! Wenn ich nur ganz gefaßt, ganz mit mir einig seyn könnte! Wenn nur die Erinnerung Alles dessen, was wir durch ihn leiden, mir stets lebhaft vorschwebte, und ich zwar als sein angetrautes Weib für ihn thäte, was ich vermag, er mir aber nicht mehr liebenswürdig erschiene, und

seine Güte, sein Edelmuth, sein ritterliches Wesen ihn nicht vor den Augen der liebenden Seele in so holdem Lichte verklärten! Ach, ich konnte ihm nicht zürnen, als er noch im Schooße des Glücks und unrechtmäßiger Liebe meiner vergessen hatte; wie soll ich es jetzt, wo er als ein Opfer der Rachsucht seiner Feinde leidet, und sein Unglück nicht bloß in meinen, sondern in aller besseren Menschen Augen sein Unrecht mehr als getilgt hat?

Schlafend und wachend steht Ludwig vor mir. Ich sehe ihn bald krank auf ein elendes Lager gestreckt, gefesselt, mit dem Tode ringend, seine Arme im Gefühl gänzlicher Verlassenheit, nach mir und seinen Kindern ausstrecken, bald verwildert, entstellt, von feuchten dumpfen Mauern umschlossen, ein Bild der düstersten Verzweiflung, mit der Wuth der Ohnmacht den Verlust seiner Freyheit, seiner Ehre, und alles dessen, was das Leben schön macht, in blühender Jugend und ungeschwächter Kraft fühlen, und seiner Thorheit und seinem Feinde fluchen.

Ich habe versucht, diese beyden Bilder zu entwerfen, aber ich habe es nicht vermocht. Mein Herz drohte zu zerspringen, als ich seine edlen Züge in der Entstellung der Krankheit oder Ver-

zweiflung — O laß mich abbrechen! Die Erinnerung allein zerreißt mein Innerstes. Ich konnte vor Thränen und Erschütterung nicht sehen, den Stift nicht halten. Tengenbach trat ein, als ich eben, Arm und Kopf über den Tisch gebreitet, in Thränen ergossen da lag. Er sah das Blatt, und errieth mehr, als er erkannte. Als ich mich aufrichtete, war es mir nicht lieb, die, wenn auch flüchtige Zeichnung in seiner Hand zu sehen; aber es war nichts mehr zu thun. So mag denn der treue, theilnehmende Freund die ganze Tiefe meines Schmerzens kennen! Mich dünkt, wir sind einander seitdem weniger fremd. Er behandelt mich mit mehr Innigkeit, und es ist, als wäre aus dem thätigen Freunde ein guter Bruder geworden. Vielleicht erleichtert dieß meine Stellung gegen ihn.

Ob Du meinen Brief verstehen wirst, weiß ich nicht. Ich bin jetzt nicht immer im Stande ordentlich zu denken, vielweniger ordentlich zu schreiben. Aber Deine Liebe sieht mir nach, und so lebe wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an den Obersten von Hankwitz.

Mailand den 26sten Februar 1812.

Sie haben gewünscht, lieber Oheim, in fortwährender Kenntniß des Schicksals der verehrten Frau zu bleiben, an welcher Sie seit längerer Zeit lebhaften Antheil nehmen. Meine Briefe aus Fallowetz werden Ihnen gezeigt haben, wie wenig glücklich wir dort in Betreibung unserer Angelegenheiten gewesen sind, und wie geflissentlich man jeden Schritt, den wir machten, zu vereiteln strebte. Auch von dem Hofe in *** ist nichts zu erwarten. Baron Lehmbach thut, was er vermag, und auch andere bessere Menschen nehmen sich mit Wärme eines unschuldig Unterdrückten an. Aber man scheuet sich, wie es scheint, in das ungewisse Dunkel dieses Verhältnisses einzugreifen, weil man nicht weiß, ob,

und wo man vielleicht mit dem Französischen Hofe in unangenehme Berührung kommen könnte.

Gerade dieses Dunkel, und die widersprechenden Aussagen sind es, die mir die lebhafteste Sorge über Fahrnau's Schicksal einflößen. Es scheint viel weniger, daß er Strafbares begangen habe, als daß man ihn strafbar finden wolle. Wäre eine bestimmte Schuld über ihn zu bringen, so würde man ihn bestimmt anklagen, die Sache würde ihren Verlauf haben, man würde erfahren, bey welchem Tribunal sie verhandelt wird, und wo der Angeklagte sich befindet. Daß man das Alles nicht weiß, zeigt, daß man nichts wissen soll, und das bürgt nicht für die Güte der Sache.

Das Einzige, was ich durch viele Mühe seither mit Verläßlichkeit erfahren habe, ist, daß Fahrnau noch krank, und sehr erschöpft von ** ach nach Mantua gebracht worden ist. Leonoren war diese Nachricht ein Donnerschlag. Sie zitterte für das Leben ihres Gemahls in jener sumpfigen Gegend, besonders bey dem gegenwärtigen Zustand seiner Gesundheit. Um sie einigermassen zu beruhigen, habe ich ihr vorgeschlagen, nach Mailand zu gehen, wo sie ihm näher, bey vorfallender Gelegenheit an der Hand, und vielleicht

im Stande seyn wird, am hiesigen Hofe mehr für ihn zu bewirken, als in **ach. Dieß ist die Ursache unserer Reise hierher. Wie lange ich hier bleiben werde, weiß ich nicht. Es wird von der Wendung, die Fahrnau's Angelegenheiten nehmen, und von Leonorens Wünschen abhängen. Übrigens sorgen Sie nicht, mein väterlicher Freund, daß ich mich, wie Sie in Ihrem letzten Briefe äußerten, in schlimme Händel verwickeln könnte. Ich werde nichts wagen, nichts aufs Spiel setzen, eben weil ich jetzt nicht bloß über mich und mein verlorenes Daseyn zu schalten habe, sondern mir auch durch eine wunderbare Verkettung der Umstände die Sorge für eine unglückliche Familie anvertraut ist, als deren Stütze und Schützer ich mich ansehe. Als solcher darf ich nicht mehr auf mich allein Rücksicht nehmen, und es liegt etwas zu Erhebendes für mich in diesen Gedanken pflichtmäßiger Thätigkeit, als daß ich nicht gern jede andere wilde verworrene Lebensansicht dafür verlassen sollte.

Drey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Ohorn an ihre Schwester.

— — g den 27sten Februar 1812.

Ich danke Dir für die Aufmerksamkeit, mit der Du mir die letzten Nachrichten von meiner Tochter, und einige Auszüge aus ihrem Briefe aus Florenz geschickt hast. Allerdings, liebe Schwester, kann Niemand das Geschehene ungeschehen machen, und man kann oft vergeben, wenn man auch nicht vergessen kann. Ich kann aber weder das Eine noch das Andere. Ida hat mir getrotzt, sie hat sich förmlich gegen mich erklärt. Ich zürne ihr nicht, denn ich habe das Glück, meine Leidenschaften bezähmen zu können; aber Freunde werden wir nie wieder. Das sage ihr, wenn Du willst! Übrigens habe ich nichts mehr gegen ihre Heirath. Ihr Mann hat es seiner Mutter, die, wie ich bestimmt weiß, auch gegen die Verbin-

dung war, nicht besser gemacht. Glaube nicht, daß ich so schwach seyn könnte, zu wähnen, die göttliche Vorsicht würde sich nun ins Mittel legen, sich unserer kleinen Angelegenheiten annehmen und den Ungehorsam der Kinder durch eine unglückliche Ehe rächen! Dazu sind meine Begriffe von dem Urheber aller Dinge viel zu groß; und ich meine, wie der Mensch ist, so ist auch sein Gott; oder vielmehr der Begriff, den er sich von dem höchsten Wesen zu entwerfen im Stande ist, steht mit seinen Gemüthskräften in genauem Verhältniß. Wir sind die Schmiede unsers Glücks, und in dieser Rücksicht kann ich Ida nicht tadeln. Sie hat sich gut berathen. Lichtwerth ist reich, angesehen, und er verschafft ihr ein angenehmes Leben. Mag sie es genießen! Sie beträgt sich mit Würde und Anstand; das liebe ich. Sie macht Aufsehen in Italien, wie sie es zu Hause that; das freuet mich. Übrigens möge sie sich nicht bemühen, mir zu schreiben; denn ich werde ihr nicht antworten. Was Du thun willst, steht Dir frey, und es wird mir angenehm seyn, durch Dich zuweilen von ihr zu hören. Indessen, liebe Schwester, nimm mirs nicht übel, wenn unter allen Vorwürfen, die Dein aufgereiztes Gemüth Deiner Nichte zu

machen findet, der ihrer Herzlosigkeit, wie Du es nennst, mir am wunderlichsten vorkömmt! Ich weiß, was ihr weichen Menschen so nennt. Ich nenne es Besonnenheit, und darüber würde ich sie nicht tadeln. Aber diese Besonnenheit, wenn sie ganz echt, und nicht mit Trotz gemischt wäre, hätte sie sollen einsehen machen, daß sie ihrer Mutter, nicht als solcher allein, sondern als derjenigen, die umsichtiger und vernünftiger ist, unbedingten Gehorsam schuldig war. Leb recht wohl!

Vier und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Florenz den 26sten Februar 1812.

Dein Brief vom 19ten November traf mich nicht mehr in der Residenz. Erst nach langem Irren erhielt ich ihn hier, und zwar in einer Epoche, in welcher auch eine Bothschaft aus dem Paradiese keinen Eingang in meine von tausend Qualen und Besorgnissen zerrissene Brust gefunden hätte. Lothar war bedeutend krank, sein Leben stand durch mehr als acht Tage in der augenscheinlichsten Gefahr, er war die meiste Zeit außer sich, ein heftiges entzündliches Fieber raubte ihm die Besinnung und das Bewußtseyn seiner Lage. Aber mir konnte sie nicht entgehen. Ich sah die bedenklichen Mienen der Ärzte, ich kannte zu-

fällig die Kraft und Bedeutung einiger verzweifelter Mittel, die angewendet wurden, und Du kannst urtheilen, wie mir dabey zu Muthe war!

Unter diesen Umständen konnte ich es nicht länger aushalten, ihn nur auf Stunden zu besuchen, und wie eine Fremde am Kranken — ach vielleicht am Sterbebett des verläßlichsten Freundes zu stehen, den ich nicht nur hier im ganz fremden Lande, sondern vielleicht auf der Welt habe. Ich richtete mich daher in seinem Hause ein, und wartete seiner mit der Treue einer Schwester. Meine Hand reichte ihm jeden Trank, und so oft es meine tieferschütterte Gesundheit erlaubte, wachte ich mit dem Arzt gemeinschaftlich an seinem Bette. Hätte ich wohl die Sorge für ihn fremden kalten Händen vertrauen, und von ihnen eine Treue erwarten können, der zu unterziehen mir, seiner Freundinn, zu mühsam gewesen wäre?

Ich weiß, was Du dazu denken kannst, und was die Welt von diesem Schritte sagen wird. Was die Welt sagt, ist mir gleichgültig. Wenn es darauf ankommt, mein Glück oder den Schein zu retten, so mag dieser zu Grunde gehn. Welchen Ersatz würde mir wohl die Welt für meine hingeopferten Freuden, für das Leben meines

Freundes, wenn Mangel an treuer Pflege ihn getödtet hätte, gebothen haben? Laß sie reden, was sie wollen! Ich thue nichts Unrechtes. Das ist mein demantener Schild gegen die Pfeile der Schmähsucht.

Dir aber, meine treue, besorgte Freundinn! muß ich jetzt, wo die vorübergegangene Gefahr in meinem Kopfe wieder Raum zu andern Vorstellungen, und in meinem Herzen zu andern Gefühlen, als denen des Schmerzens und der Angst, übrig läßt, auf Deinen letzten kurzen, aber inhaltsschweren Brief ausführlich antworten.

Ich habe darin wieder Deine treue Sorge und Liebe für mich erkannt, und ich danke Dir so innig und tiefgerührt dafür, als könnte und sollte ich von Deiner Warnung Gebrauch machen. Aber zürne nicht, wenn ich offen spreche! Ich habe ihn lächelnd hingelegt, und denke ihn in meinem Leben nicht mehr zu lesen.

Glaubst Du denn, meine theure Freundinn, daß ich entweder so ganz kopflos in eine listig gestellte Schlinge gegangen, oder einer Aufwallung meines oft getäuschten Gefühls jetzt wieder so blind, wie wohl sonst öfters, gefolgt sey? Nichts von dem Allen hat jetzt Statt. Keine reizende Gestalt hat durch verblendete Augen das überraschte

Gefühl, keine leidenschaftliche Annäherung die unbefangene Beobachtung verwirrt, keine unglücklichen Verhältnisse haben durch trennende Gewalten das geächtete Feuer einer hoffnungslosen Liebe zu heller Lohe entflammt. Ruhig und klar ist mir der Freund zuerst in unbedeutenden geselligen Beziehungen erschienen; er hat dann, indem er beruhigend auf den inneren Zwiespalt meiner Verbindung mit Ludwig einwirkte, mir eine Ahnung von dem gegeben, was ich zu fordern hatte, und nie erhalten konnte; er hat durch die helle Erkenntniß alles dessen, was seiner Freunde jedesmahlige Lage fordert, Ordnung und Klarheit in mir hergestellt, und durch die feste Zuversicht, mit der ich ihm vertrauen darf, das Gefühl unzerstörbarer Ruhe in mir gegründet; er hat mich endlich vor Ludwigs verheerender Eifersucht, und vor meiner eignen Schwäche gerettet. Und diesem Freund sollte ich nicht trauen?

Ich bin froh, daß ein Zufall Deinen Brief so lange aufhielt, bis er meine, durch Wochen und Monathe bewährte, Überzeugung von dem Edelmuth, und der uneigennützigen Zuneigung meines Freundes nicht mehr verwirren konnte. Seit mehr als vier Monathen folge ich seinen

Ansichten und Rathschlägen, und so lange ist es auch, daß ich, zum ersten Mahl in meinem vielfach erschütterten Leben, der wahren Ruhe, das ist, der Einheit mit mir selbst genieße.

Glaube indeß nicht, liebe Bertha, daß eine zu große Vorliebe mich verblendet, Lothars Fehler nicht eben so deutlich zu erkennen, als seine Vorzüge! Ja, er hat Fehler, große, hervorstechende, wie es bey einem großen Geiste nicht anders möglich ist, und ich fühle sie auch. Er empfindet es tief und unmuthig, wenn irgend eine lebhaftere Erinnerung mich um Fahrnau's Schicksal besorgt macht. Das möchte er auch immerhin; denn könnte es mir wohl gleichgültig seyn, wenn eine sich immer gleich bleibende Ruhe mir kündete, mein warmer Antheil an einem Andern sey nicht kränkend für ihn? Kann ich zürnen, wenn die besorgte Freundschaft nach Allem, was sie für mich gethan, sich ein Recht auf mich erworben zu haben meint, und mit Unmuth sieht, daß ich mich über die Ungewißheit ängstige, in die mich das lange Stillschweigen des früher Geliebten setzt? Aber daß Lothar mir diesen Unmuth auf eine etwas rauhe Art zeigt, das ist sein Unrecht.

Auch sonst noch erscheint sein starres unbeug-

sames Wesen öfter, als mir lieb ist. Seine Geschäfte verstimmen ihn, er bringt die üble Laune mit sich zu mir, und mein Bestreben, sie zu zerstreuen, und meine freundlichen Erkundigungen werden oft mit unbilliger Gleichgültigkeit aufgenommen, oft unmuthig ganz verworfen.

Noch weniger angenehm kann es mir seyn, daß er meine Empfindlichkeit über sein Betragen, wenn ich sie durch Schweigen und Kälte äußere, übersieht, oder ihr gar einen größeren Trotz entgegensetzt. Es käme wohl darauf an, wer das Trotzen länger aushalten könnte. Ich habe es einmahl in Pisa versucht. Der Streit war um eine Kleinigkeit, aber sie hatte Bezug auf Fahrnau. Vier Tage währte die Spannung. Ich fühlte endlich das Aufreibende derselben, meine Kraft erlag, und ich fing an, mich ihm mit freundlicher Unbefangenheit zu nähern, ohne der Ursache des Streits zu erwähnen. Das nahm sein Stolz nicht an. Ich sollte mein Unrecht einsehen, und es bekennen. Eine lange Erörterung erhob sich. Er kämpfte mit doppelten Waffen, seiner überlegenen Gründe, und meines erschöpften Gefühls gegen mich. Ich mußte mich endlich, halb überzeugt, halb ermattet, ergeben, und er ließ mir Verzeihung angedeihen.

So kann ich wohl sagen, er ging als vollständiger Sieger aus einem Streit, in dem ich nie ganz Unrecht gehabt zu haben mir dennoch bewußt war. Aber was ist zu thun? Trotz und Spannung hält mein Herz nicht aus. Zwischen mir und meinem Freunde muß Alles klar, offen, liebevoll seyn.

Aus diesen Bemerkungen kannst Du wahrnehmen, daß mich keine Leidenschaft blendet, und daß ich Lothars Fehler wohl kenne.

Aber es war auch ein schönes Leben nach jener Scene. Er war so mild, so weich, möchte ich sagen, als ich ihn nie gesehen. Es war, als wollte sein zartes Gefühl einen Verband auf die Wunde legen, die sein Verstand, von der strengen Nothwendigkeit vollkommen eingesehener Gründe gezwungen, dem Herzen der schwächern Freundinn schlagen mußte. Wenn aber ein so starkes, festes Gemüth in schöner Weichheit schmilzt, wenn ein so überlegener Geist sich liebend um uns beschäftigt, ein solcher Muth uns beschirmend hält und trägt — welches Weib würde sich in einer solchen Verbindung nicht höchst selig finden?

Darum, meine Bertha, sorge nichts! Vor Allem aber bitte ich Dich, quäle mein Herz nicht

mit Deiner ungerechten Meinung von meinem Freund! Ich mag die schrecklichen Ausdrücke mir nicht wiederhohlen, die Du Dir über ihn und meine Freundschaft für ihn erlaubst. Sie haben mich tief gekränkt. Bedenke, daß man in jeder Streitsache beyde Partheyen hören müsse, und daß Du allem Anschein nach nur ein Paar schwache oder unglückliche Thörinnen gehört hast, die mißverstandene Schmeicheleyen für Liebe, oder Lothars oft muthwillige Spötterlaune für Ernst genommen haben. Kann er dafür? Ist es seine Schuld, wenn vielleicht Mütter und Tanten Jagd auf seine Hand machten, ohne sein Herz zu befragen? Ich habe zu sehr mit der Welt gelebt, um mit solchen Planen und Verirrungen nicht bekannt geworden zu seyn, obwohl ich, dem Himmel sey Dank! nicht nöthig hatte, sie für mich anzuwenden. Die Männer sind im Ganzen ein treuloses, schwaches Geschlecht; aber an Allem, was man ihnen aufbürdet, sind sie doch nicht Schuld.

Und Du selbst! Hast Du Lothar nicht aus eigener Erfahrung anders gefunden? Rühme Dich immer Deiner Weisheit! Er würde, wenn er ein so eingefleischter Bösewicht wäre, seine Natur gegen Dich allein nicht verläugnet ha-

ben. So widerlegen Dich denn Deine eigenen Worte.

Also noch einmahl, theure Liebe! Nimm meinen Dank für Deine Sorgfalt, aber auch die Bitte, mir nicht wieder mit solchen Schmähungen meines Freundes wehe zu thun!

Fünf und dreyßigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Florenz den 10ten März 1812.

Es ist seltsam und wirklich inconsequent, wie alle meine Verwandte, Dich allein ausgenommen, mich behandeln. Auf meinen letzten Brief an Tante Wingheim meldet sie mir kalt und einsylbig, daß ich der Mutter nie wieder schreiben soll, weil sie, obwohl sie mir eben nicht zürne, doch meine Briefe nicht lesen würde. Ihr selbst, der Tante, möchte ich von Zeit zu Zeit melden, wie es mir ginge; von allen übrigen Nebensachen aber, die mein Brief enthielt, über dessen Lauheit und Herzlosigkeit, wie die Tante es nennt, sie ganz entsetzlich aufgebracht ist, verlange sie gar nichts zu wissen, und ich möchte sie damit verschonen.

Was heißt nun das Alles? Ich kann unter

diesen Umständen, nach dem, was ich schon gethan, vor der Hand nichts mehr versuchen, und muß es lediglich der Zeit überlassen, mir die Herzen meiner Verwandten zu gewinnen, und mit einem Schritt auszuföhnen, den sie selbst im Grunde nicht tadeln können, und den zu verwerfen, sie sich bloß aus vorgefaßten Meinungen eigends vorgenommen haben. Man ist aber, wie ich leider erfahre, nie erpichter, seine Meinung zu behaupten, als wenn man keine oder nur solche Gründe dafür hat, die man sich kaum selbst zu gestehen wagt. In dem Falle ist vor andern unsere gute Mutter. Ich muß es dulden, und erwarten, bis ihr richtiger Verstand, wenn erst jene ersten Aufwallungen des Unwillens, von denen sie zwar nichts wissen will, vorüber seyn werden, sie selbst dahin führt, einzusehen, ob denn irgend eine Pflicht auf der Welt von mir das Opfer meiner innigsten Überzeugung fordern, und mich hätte zwingen können, eine reiche Versorgung und Aussicht für ein ganzes glückliches Leben aufzugeben, bloß — weil meine Mutter ehe ich geboren worden, Ursache hatte, der Mutter meines jetzigen Gemahls abhold zu seyn? Die Unbilligkeit dieser Forderung springt zu sehr in die Augen, und Du bist viel zu gut mit mir

einverstanden gewesen, als daß ich es bedürfte, mich länger dabey aufzuhalten.

Mein Leben fährt fort gleich angenehm zu seyn, und ich genieße mit Anstand und Geschmack alle Freuden, die meine Verhältnisse mir darbiethen. Mein Haus ist glänzend, man sucht mich auf, und Lichtwerth ist ganz glücklich dadurch. Zwar regt sich manchmahl ein kleiner Anfall von Sparsamkeit bey ihm, und er rechnet auch wohl nach, was unser Aufenthalt in Italien schon gekostet hat, und was er noch kosten wird, wenn wir, wie es mein Vorsatz ist, die heilige Woche in Rom zubringen, dann einen Ausflug nach Neapel machen, und endlich über Bologna und Mailand nach Hause kehren wollen. Doch weicht seine Ängstlichkeit bald meinen Gründen, und ich überzeuge ihn leicht, wie wir im nächsten Sommer durch mancherley Einschränkungen Alles wieder hereinbringen wollen.

Von meinen Unterhaltungen weiß ich Dir eben nichts Neues zu schreiben. Es geht Alles seinen gewohnten, angenehmen Gang fort. Es sind viele Deutsche hier, mit denen wir hübsch zusammenhalten, und uns eine Art Vaterland diesseits der Alpen zaubern, indem wir so viel möglich auf Deutschen Fusse leben, da der Ita-

lienische Haushalt jeder ordentlichen Deutschen Hausfrau widersteht.

Die berühmte Rosalie, welche in Gesellschaft eines gewissen Lothar sich jetzt hier aufhält, hat vor einiger Zeit in den hiesigen Cirkeln viel Stoff zu reden gegeben; aber man zieht sich nun nach und nach von ihr zurück, seitdem sie den Wohlstand ganz außer Augen setzte, und, während ihr Cicisbeo gefährlich krank lag, sich in seinem Hotel etablirte, ihn ohne alle Zurückhaltung wie einen angetrauten Mann pflegte, die Nächte an seinem Bett zubrachte u. s. w. Nach einem solchen Benehmen kann eine Frau von Ansehen unmöglich mehr mit ihr umgehen, und nur Männer, Theaterpersonen, Künstler, oder Weiber von eben so verlornem Rufe, wie sie, besuchen ihr Haus. Es ist doch schamlos, wie sich diese Person beträgt, die erst Fahrnau seinem Weib untreu machte, und nun sich wieder mit einem Abentheurer vor aller Welt zur Schau stellt.

Indessen scheint es nicht, als ob Lothar diese heißen Flammen in eben dem Maße theile. Er ist überhaupt kein Mensch, der, wie Fahrnau, gesenkten Kopfes in die ziemlich sichtbaren Schlingen gehen wird. Er behält den seinen hübsch oben, und übersieht, wie ich meine, sein Ver-

hältniß zu ihr, ihre Schwächen und Eitelkeiten, und den Nutzen, den er daraus ziehen kann, vortrefflich. Jetzt läßt er sich von ihr bedienen, pflegen, wie ein recht griesgramiger Eheherr, und das einst so stolze Wesen leistet ihm Alles mit der größten Geduld, und ist glücklich, wenn er nicht schilt, und ihr seine Zufriedenheit durch ein nachsichtiges Lächeln zu erkennen gibt.

Für mich liegt eine eigene Unterhaltung in dem Umgange mit ihm. Es ist eine Art von geheimen Kampf unseres gegenseitigen Stolzes zwischen uns und ein offener unseres Witzes. Wir sind in beständigem Streit. Ich achte wohl seinen Verstand; aber seine Ansichten sind nicht bloß seltsam, sie sind angenommen und unnatürlich. Doch will er sie als Originalitäten geltend machen. Ich durchschaue diese geheimen Künste, und es belustigt mich, ihn bald hier bald dort aus einem Versteck seiner Eitelkeit hervorzutreiben. Er fühlt dieß Bestreben, und bemüht sich durch ein eben so künstliches als witziges Gebäude von Sophismen meine Beurtheilungskraft zu überwältigen, und mich zur Anerkennung seines Rechts zu zwingen.

So liegen wir in beständiger offener Fehde, zanken uns immer, und suchen uns doch gegen=

seitig auf; denn es bleibt sicher, daß er in geistiger und politischer Hinsicht einer der bedeutendsten Menschen am hiesigen Hofe ist.

Er wurde bisher im diplomatischen Fache und zu geheimen Sendungen gebraucht. Jetzt trägt man sich mit der Neuigkeit, daß er Kriegsdienste nehmen wolle, um sich auch hierin zu versuchen. Ein seltsamer Einfall, und abermahl nichts als eine Wirkung seiner Eitelkeit, die der Welt zeigen will, daß ihm keine Äußerung menschlicher Thätigkeit fremd oder zu schwer sey! Leb wohl!

Sechs und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 15ten März 1812.

Wir haben unsern Aufenthalt verändert, weil Lothars Geschäfte seine Anwesenheit jetzt in Mailand fordern, und ich eile es Dir zu wissen zu machen. Es scheint, daß nun wieder am politischen Himmel Manches vorgeht, wodurch Jene, welchen vergönnt ist, in das innere Triebwerk der kreisenden Sphären zu schauen, allerley, bald hoffnungsreiches bald zu mißbilligendes, voraussehen, und nach dieser Verschiedenheit davon angenehm oder widrig aufgeregt werden.

Lothar scheint in die zweyte Stimmung versetzt zu seyn. Oder ist es die Folge seiner kaum überstandenen Krankheit, was ihn Alles in einem trüberen Lichte als sonst sehen macht? O liebe Bertha! Diese Krankheit war ein großer Prüf-

stein seiner Laune und meiner treuen Geduld. Doch kann ich sagen, daß diese sich besser daran bewährt hat, als jene. Er hatte oft ganz entsetzliche Wunderlichkeiten, von denen man sich keinen Begriff macht, wenn man nicht um ihn gelebt hat, wie ich. Aber wenn irgend ein Mensch ein Recht hat, sie sich zu erlauben, so ist er es, denn er macht sie mit tausend Vorzügen wett.

So habe ich auf der Reise von Florenz hierher unsäglich gelitten, aber auch unsäglich viel Schönes genossen. Lothar war sehr verstimmt theils durch das Gefühl der zurückgebliebenen Schwäche, theils auch durch die nachtheilige Einwirkung des rauheren Wetters, welches uns, nach täuschend schönen Tagen, gerade auf dem Wege überfiel. Es war so schwer, diesen gewaltigen Geist, der überall keine Schranken, keine Hemmung seiner Kraft dulden mag, über die Abhängigkeit von Äußerlichkeiten, in welche sein leidender Zustand ihn versetzte, freundlich zu begütigen. Ach Bertha! Wenn er manchmahl so ganz und gar übellaunig war, wenn alle meine Aufmerksamkeit, Alles, was ich um seinetwillen that und litt, ihm keine zufriedene Miene ablocken konnte: dann fiel mir wohl zuweilen Dein Brief ein. Ich verglich diese ungefällige Rauh=

heit mit jener dankbaren Seligkeit, die früher in ähnlichen Beziehungen meine zärtliche Sorgfalt über andere Herzen verbreitet hatte, und ich ward unmuthig, und leistete, was ich zu thun übernommen hatte, wie der Miethling den bedungenen Dienst, pünktlich, aber schweigend und finster.

Er empfand das bald, und sein reizbares Gefühl, durch die Folgen der Krankheit noch erhöht, ward davon aufs heftigste angegriffen. Er versank in Düsterheit. Er tadelte zwar nichts mehr, aber er sprach auch nichts mehr, rührte beynahe keine Speise an, und saß stundenlang in finstern Gedanken stumm an meiner Seite. Dieser Zustand peinigte mich unaussprechlich. Ach Liebe! Wenn wir doch nur nicht so kleinherzig wären, um ein einmahl angenommenes, von einseitigen Erfahrungen abgezogenes Maß von Geist und Gefühl an jede uns vorkommende Erscheinung legen, und diese gewaltsam, wie ein moralischer Prokrustes, hineinzwängen zu wollen! Es gibt Wesen, die, frey und groß wie die Kräfte der Natur, jede gewöhnliche Form des Lebens verachtend, auch über die gewöhnliche Form der Geister erhaben sind. Sie hören nicht auf, als Menschen zu fühlen, und zu leiden, aber es

sind Menschen höherer Art. Das hatte ich nicht bedacht. Unsicher und ungeschickt griff ich an diesem wunderbaren Herzen hin und her, es nach gewohnten Maß beurtheilend, und fand mich in jeder Erwartung, jeder Berechnung getäuscht.

Ermüdet von dem aufreibenden Spiel, gab ich es zuletzt auf, mich mit meiner Persönlichkeit neben ihm zu behaupten, und meine Ansichten geltend machen zu wollen. Jetzt hatte ich das Wort des Räthsels gefunden. Als ich nach dem letzten so erschöpfendem Tage, wo ich endlich die Spannung nicht mehr aushalten konnte, mich an seine Brust warf, und ihn bath, mir zu sagen, was er denn wünsche, und wie ich denn seyn sollte, um seinen Beyfall zu erhalten, da — o Bertha, dieser Moment wird meiner Seele ewig gegenwärtig bleiben! — da klärten sich seine düstern tiefen Züge auf, da brach ein Strahl der Freude, wie die Sonne nach langen Regentagen, aus seinen geistreichen Augen, und ein weiches Lächeln schwebte um die Lippen, die sich zu holdseligen Klängen öffneten!

Er drückte mich an sein Herz. Er, Er bath mich um Verzeihung. Bertha! Ich glaubte in Seligkeit zu vergehen. Ich hätte vor ihm mich beugen können, wie vor einer versühnten Gott=

heit. Er mochte es ahnen, denn er zog mich fester in seine Arme; aber ich faßte seine Hand und drückte sie weinend an meinen Mund.

Seitdem hat keine Wolke den reinen Himmel meines stillen Glückes getrübt. Lothar ist mir Alles, Freund, Bruder, Vater. Wir haben in der letzten Zeit in Florenz gemeinschaftlich gelebt, und Lothar hat mir angebothen, auch in Mailand sein sehr schönes Hotel zu beziehen. Dieses Zusammenleben überhebt mich mancher Sorge, und manches mühvollen Geschäftes. Er ist so klar, so gewandt in Allem. Mit scharfem Blick entdeckte er in den ersten Tagen unsers gemeinsamen Haushalts die großen Fehler, die meine Unkunde in Geld- und Wirthschaftsangelegenheiten hatte einschleichen, und überhand nehmen lassen. Er bewies mir die Untreuheiten, die Vernachläßigungen meiner Leute, er übernahm auf meine Bitte die oberste Leitung des ganzen Hauses und meines Vermögens dazu, und ich fühlte bald den wohlthätigen Einfluß der sicheren starken Hand, die nun die Zügel hält.

Übrigens ist unser Leben sehr angenehm. Auch hier wie in Florenz umgibt uns ein gewählter Cirkel gebildeter geistreicher Menschen, alle bedeutenden Küustler besuchen unser Haus, ich genieße

in ihrer, und in Lothars unterrichtenden Gesellschaft noch einmahl so tief und innig die Kunstschätze, die sich uns hier überall anbiethen, und verzichte gern auf den Umgang jener hochgebornen und strengen Damen, die sich über ihre Langweiligkeit mit Beobachtung conventioneller Formen trösten.

Eine alte Bekannte habe ich in Florenz gefunden, das ehemahlige Fräulein O'born, als Gemahlinn eines reichen, aber unbedeutenden Grafen Lichtwerth. Sie scheint mich zu vermeiden, und weiß sich sehr viel damit, daß sie dort am Hofe erscheinen darf. Es sollte mir wohl nicht schwer werden, dieß in Mailand wie in ** durchzusetzen, wenn ich hier wie dort den Beweggrund hätte, einem geliebten Gegenstande näher zu kommen. Aber Lothar wünscht es nicht, und mein Sinn stand nie nach den Herrlichkeiten des Stolzes. So bleibe ich in meiner vergnügten Stille. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Mailand den 3ten Aprill 1812.

Ich stehe im Begriff, von hier ab und nach Hause zu reisen. Alles, was ich durch meine Hierherkunft, und durch so viele peinliche Schritte und Versuche zu bewirken gehofft, ist fruchtlos geblieben, und eine entsetzliche Nachricht, die mich aus einem Mund, und an einem Orte traf, wo sie mir am allerschmerzlichsten seyn mußte, würde mich in das tiefste Elend stürzen, wenn nicht selbst die Art, wie ich sie erhielt, mir ein gerechtes Mißtrauen dagegen eingeflößt hätte.

Was habe ich seit vier Wochen, seit ich hier in Mailand bin, gelitten! Wozu habe ich mich entschlossen! — Ich habe das Ärgste, das Demüthigendste unternommen. Alles habe ich über mich ergehen lassen, um meiner Pflicht und meinem Herzen Genüge zu thun, und alles vergebens!

Auf Tengenbachs Anrathen, und von ihm begleitet, kam ich hierher. Ich nahm Audienz beym Minister. Tengenbachs Einfluß und Ansehen verschafften mir zwar ein gütiges Gehör, aber für meine Sache gewann ich nichts. Fahrnau's Vergehen soll groß, seine Äußerungen an öffentlichen Orten sehr kühn, und sein Betragen, selbst in seiner Haft von der Art seyn, daß man entweder, wenn man ihn frey ließe, das Ärgste befürchten, oder ihn für wahnsinnig halten müsse. Meine Bitte, mit den Kindern zu ihm gelassen zu werden, bey ihm bleiben, und ihn, wenn er wirklich an Körper oder Gemüth krank wäre, pflegen zu dürfen, wurde mir zwar mit schonender, ja wirklich theilnehmender Art, aber mit unerbittlicher Strenge verweigert.

Ich kehrte tief betrübt nach Hause. Meine Kinder kamen mir mit ängstlicher Erwartung entgegen. Ach Gott! Was hatte ich ihnen zu sagen! In dieser verzweifelten Lage, in den Umarmungen meiner Kinder und unter ihren Thränen um den geliebten Vater, durchblitzte mich plötzlich, wie ein Lichtstrahl, der Gedanke, für ihn auch das Entsetzlichste zu unternehmen, und mit dem zu sprechen, der vielleicht der Urheber, wo nicht doch der Leiter und Beförderer seines

schrecklichen Schicksals ist. Ich wollte nach Florenz, wo sich Lothar seit einiger Zeit mit jener Person aufgehalten hatte.

Ich sagte Tengenbach meinen Entschluß. Als ich den Nahmen Sarewsky aussprach, sah ich eine schnelle Bewegung über sein Gesicht zucken; es war mir sogar, als erblaßte er, und bedürfe einiger Secunden Fassung, um mir zu antworten. Er billigte meinen Vorsatz nicht, und hatte tausend Einwendungen dagegen. Die wichtigsten flossen aus der Kenntniß von Lothars Character. Aber während seiner Reden hatte mein Geist jenen Entschluß, und die Hoffnung eines möglichen Gelingens mit einer noch größeren Heftigkeit umfaßt. Tengenbachs Einwürfe schreckten mich nicht ab, und er wich zuletzt der aufgeregten Lebhaftigkeit meines Verlangens, und versprach mir die nöthigen Veranstaltungen zu treffen.

Am folgenden Morgen trat er in mein Zimmer. Es lag etwas Verstörtes in seinen Mienen. Er sagte mir, daß der Zufall mein Vorhaben begünstige, und Lothar schon seit zehn Tagen in Mailand sey, weil er Geschäfte am hiesigen Hofe habe. Er wohnt nicht allein, setzte er hinzu, indem sein Blick sich noch mehr verfinsterte: Sie laufen die Gefahr eines sehr unangenehmen Zu-

sammentreffens, wenn Sie ihn in seinem Hause sprechen wollen.

Glauben Sie, daß er sich wohl entschließen würde, mich zu besuchen, wenn ich ihn bitten ließe?

Wie können Sie denken, gnädige Frau, daß der Mann, der seinen Feind — durch welche Mittel weiß Gott — so tief ins Unglück zu stürzen gewußt hat, die Frau desselben, die um Abwendung jenes Unheils bittet, besuchen und gern anhören wird? Wollten Sie sich wohl Demüthigungen aussetzen?

Ich stand stumm: So werde ich zu ihm gehen — und damit er sich nicht vor mir verläugne, mich nicht unter meinem Nahmen melden lassen.

Sie sind sehr fest entschlossen! erwiederte Tengenbach, und der Ausdruck seiner Blicke zeigte mir seine Mißbilligung: Und wenn Sie ihn nicht allein fänden? Wenn —

Ich verstehe Sie. Es wäre mir entsetzlich; aber ich glaube, daß ich mit Gottes Beystand auch das überwinden, und vor ihr zu sprechen die Kraft haben würde.

Leonore! rief er auf einmahl heftig, indem sein Blick sich erst gen Himmel, und dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mich richtete: Wie

war es möglich, ein solches Herz zu brechen! Er wandte sich und verließ das Zimmer.

Ich glaubte nun, da ich Tengenbachs Einwürfe entkräftet hatte, Alles gewonnen zu haben, kleidete mich an und fuhr, nicht ohne innere Beklemmung und ohne die heftigsten Widersprüche meines Herzens, die nur die Hoffnung, hier oder nirgends sonst etwas für meinen heißen Wunsch zu bewirken, übertäubte, vor Lothars Hotel.

Man wies mich in einen mit kostbaren Gemählden verzierten Marmorsaal. Alles athmete hier Pracht, Überfluß, ja Übermuth. So wohnte Lothar! Und was war in diesen Momenten der Aufenthalt desjenigen, den er um Alles, was den Menschen theuer ist, gebracht hatte!

Auf einmahl ging eine gegenüberstehende Thüre auf, und ich stand vor derjenigen, der ich unter allen Wesen auf Erden am wenigsten zu begegnen wünschte.

Auch sie erschrack über meinen Anblick. Eine glühende Röthe wich dem Ausdruck der heftigsten Bestürzung. Keine von uns vermochte zu sprechen, ich aber zitterte, daß ich mich nach einem Stuhl umsah. Sie trat schnell zu mir. Ich wies sie höflich ab, und ließ mich nieder. Sie wandte

sich um. Ein Gefühl von Bitterkeit und Schaam mochte sie erschüttern.

Ich hatte mich mühsam gesammelt, stand auf, und sagte ihr, daß ich mit Lothar zu sprechen wünschte.

Mit Lothar? wiederhohlte sie sichtlich verwundert: Er ist beschäftigt, aber ich werde sogleich —

„Ich danke Ihnen. Ich bin schon gemeldet."

Sie blieb stehen. Verwunderung, Verlegenheit, Neugierde mahlten sich in ihren Zügen. Was hatte ich zu fürchten, was zu verbergen, da ihr meine Gegenwart Alles sagen mußte!

„Ich komme, um über das Schicksal meines Mannes —"

Fahrnau? fuhr sie auf, und ihre Züge belebten sich: Was ist mit ihm? Was wollen Sie?

„Ich wünsche vor der Hand gar nichts, als die Erlaubniß, zu ihm zu gehen, und sein Gefängniß theilen zu dürfen."

Sein Gefängniß, sagen Sie? Sie wurde todtblaß, und lehnte sich an eine Säule: So ist es wahr?

Sie sollten nicht wissen? antwortete ich, indem mich ein unaussprechlich bitteres Gefühl übermannte; denn ich hielt Alles für Heucheley.

So wahr ich lebe, nein! antwortete sie fest, indem sie sich aufrichtete: Sie sind die Erste, die mir Gewißheit über eine entsetzliche Vermuthung gibt! Sie — und eben Sie! O gerechter Gott!

Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte. In dem Moment öffnete Lothar die Thüre und fuhr zurück, da er mich erkannte. Aber Rosalie sprang auf ihn zu: „Es ist dennoch wahr! Und Sie haben es mir geläugnet! Fahrnau ist gefangen! O um Gotteswillen! Thun Sie, was Sie können, um ihn zu befreyen!“

Er schwieg einen Augenblick. Meine Damen! sagte er, und lächelte beynahe: Es ist das seltsamste Zusammentreffen in der Welt, das uns drey hier vereinigt. — Was haben Sie mir zu befehlen? indem er sich an mich wandte.

Mir rieselte bey dieser Anrede ein Schauer durch die Glieder, und eine eisige Hand griff an mein überströmendes Herz. Was war von dem Mann zu hoffen, der so zu antworten im Stande war?

Ich komme, sagte ich, und jedes Wort schwoll mir in der Kehle, um über das Schicksal meines Mannes, oder vor der Hand nur über die Erlaubniß, seinen Kerker zu theilen, mit Ihnen zu sprechen.

Mit mir, gnädige Frau? — Wer Sie in dieser Angelegenheit zu mir gewiesen hat, hat Sie sehr unrecht berichtet. Mir ist diese Sache völlig fremd. Der Minister von —

„Ich war beym Minister. Ich war bey Allen, die in dieser Angelegenheit ämtlich zu thun haben. Aber Sie sind es gewesen, in dessen Gegenwart, und um dessentwillen eigentlich im Kaffehhause zu ** ach der unglückselige Streit begann. Es wäre möglich, daß Ihr Zeugniß, Ihre Fürsprache — O, wenn Sie wollten —"

Er sah mich scharf und eiskalt an, und ließ mich reden, ohne zu antworten. Dieses Benehmen verwirrte mich, meine Fassung verlor sich, und, in unaufhaltsame Thränen ausbrechend, rief ich, meiner nicht mehr mächtig: O erbarmen Sie sich eines unglücklichen Weibes und verlassener Kinder!

O Gott — Gott! Was habe ich gethan! rief jetzt Rosalie, stürzte auf mich zu, und umschlang mich. Können Sie mir vergeben? — Nein! Nein! Sie können nicht.

Sie ließ mich los, und flog zu Lothar: Aber Sie, Sie können mich in den Augen dieser Unglücklichen entsühnen! O verwenden Sie sich für Fahrnau's Freyheit! Thun Sie, was in Ihrer Macht steht! Disponiren Sie über mein

Vermögen, über das, was ich thun soll! Schreiben Sie die Schritte vor, die ich machen soll! Ich will Alles, Alles thun, um einem edlen Mann seine Freyheit, und dieser unglücklichen Frau ihren Gemahl wieder zu geben.

Sie hatte bey diesen Worten eine seiner Hände dringend in die ihrigen gefaßt, und helle Thränen, die aus ihren Augen rollten, ihr Zittern, ihre angstvolle Blässe ließen mich glauben, daß dieß keine Maske, und sie wirklich bis jetzt über das Schicksal desjenigen unwissend geblieben sey, von dessen Unglück sie eigentlich die erste Ursache war.

Aber Lothar ergriff ihre flehend gefalteten Hände, löste sie sanft auseinander, sah sie und mich lange und seltsam an, und sagte dann: Wahrhaftig, meine Damen! Ich komme heut zu einer Ehre, auf die ich nicht vorbereitet war. Ich soll als Retter, als Schirmer in einer Sache auftreten, die meinem Wirkungskreise so fremd, wie meinem Einfluß völlig unzugänglich ist. Ich kann nichts, durchaus nichts für Herrn von Fahrnau thun. Es ist mir leid, wahrlich sehr leid; denn es raubt mir die Möglichkeit, zwey Frauen, die ich mit voller Seele verehre, meine Achtung dadurch zu beweisen.

Ich erstarrte. Diese eisige Ruhe und der bestimmte Ton zernichteten jede meiner Hoffnungen; Rosalie aber fuhr fort, bittend und schmeichelnd in ihn zu dringen.

Da sah ich eine Wolke von Unmuth, die erste Regung irgend eines Gefühls, über seiner Stirn schweben. Er biß die Lippen zusammen, dann sagte er zu mir: Gnädige Frau! Ich sehe die heftige Bewegung, in der Sie sind, und weit entfernt, sie zu tadeln, kann ich sie an Ihnen nur verehren, und Sie innig bedauern. Dieser lebhafte Antheil, den ich an Ihrer Lage nehme, macht es mir zur Pflicht, wenigstens das zu thun, was ich vermag, und das ist, Sie, so weit ich selbst unterrichtet bin, über das Vergehen, und das wahrscheinliche Schicksal Ihres Herrn Gemahls zu belehren. Er erzählte mir nun eine sehr consequente, aber entsetzliche Geschichte, wie Fahrnau durch Leidenschaft, Mißverständnisse, und wahrscheinlich eine schon beginnende Krankheit außer sich, sich Reden und Handlungen erlaubt habe, die nun freylich, wenn Alles so war, wie er sagte, ihn zum Gegenstand der gerechtesten Furcht, und der strengsten Ahndung von Seiten jeder Regierung gemacht haben würden, in deren Gebieth sie vor-

gefallen wären. Alles, fuhr er fort, was man zu seiner Entschuldigung sagen konnte, und auch gern sagte — denn glauben Sie mir, gnädige Frau, Herr von Fahrnau's bekannter Character, und der Platz, den er am Hofe von ** behauptete, haben ihm auch hier warme Freunde erweckt — war, daß er bereits in einer Art von hitzigem Fieber, und seiner Besinnung nicht völlig mächtig gewesen sey. Dieß hat nun seither auch von Tag zu Tag zugenommen, und ist, wie ich erfuhr, endlich in eine Art von bleibenden Zustand der Geisteszerrüttung übergegangen. Aber die Kräfte der Natur waren erschöpft, Mangel an Bewegung, eingeschlossene Luft, innere Aufreibungen mögen auch das ihrige beygetragen haben, kurz — fassen Sie sich, gnädige Frau, und denken Sie, daß vielleicht ein längeres Leben ihren Gemahl nur für längere Leiden aufgespart haben würde!

Er ist todt? schrie Rosalie mit zerreißenden Tönen. Was Lothar antwortete, weiß ich nicht. Ich hatte während seiner ganzen Rede mich nicht mehr auf den Füssen halten können. Unter den letzten Worten schwanden meine Sinne.

Als ich zu mir kam, fand ich mich noch auf

dem Stuhl, auf dem ich gesessen hatte, und Rosalien zu meinen Füssen hingeworfen, das Gesicht in meinen Kleidern verbergend. Lothar war fort.

Ich konnte nicht sprechen. Mühsam erhob ich mich. Rosalie fuhr empor. Frau von Fahrnau! sagte sie todtenbleich und in sichtbarer Zerstörung ihres ganzen Wesens: Ich weiß, was Sie von mir halten müssen. Ich bin weit entfernt, Ihnen zuzumuthen, daß Sie mir vergeben sollen. Aber erlauben Sie mir, Ihnen die körperliche Hülfe anzubiethen, die auch die fremdeste Person in Ihrem Zustande von mir annehmen würde! Erlauben Sie mir, Sie in Ihrem Wagen zu begleiten, bis ich Sie in Ihrer Wohnung der Sorgfalt der Ihrigen anvertraut habe! Schlagen Sie mir das nicht ab!

Sie kniete bey diesen Worten aufs Neue vor mir. Ich sah sie an. Ohne recht zu wissen, was ich that, streckte ich meine Hand aus. Sie ergriff sie hastig, sprang auf, und faßte mich leise am Arm, um mich zu führen. Ich ließ sie machen. Ich wußte kaum, wie mir geschah.

Plötzlich stand sie still, und, mit einer Art von Ängstlichkeit mich anblickend, sagte sie: Oder soll meine Kammerfrau meinen Platz einnehmen? O Gott! Mich hassen Sie wohl!

Diese Worte entwaffneten jeden Rest von Groll, den mein ohnedieß zerschlagenes Herz nicht halten konnte. Ich warf mich an ihre Brust; O du hast ihn geliebt, wie ich! — Sie ergoß sich in einen Strom von Thränen. Mir ward dieß Labsal nicht zu Theil.

Im Wagen, wo meine Sinne mich alle Augenblicke zu verlassen drohten, hielt sie mir immerwährend stärkende Essenzen vor, und leitete mich endlich die Treppe hinauf in meine Wohnung.

Schon im Vorsaal trat mir Tengenbach entgegen, der gekommen war, um sogleich den Erfolg meines Besuches zu vernehmen. Rosalie stieß, als sie ihn erblickte, einen lauten Schrey aus, ließ mich los, und floh, wie ein geschrecktes Reh, die Treppe hinab.

Mein Anblick, und einige Worte unterrichteten Tengenbach von Allem, was ich gehört hatte. Auch er war tief erschüttert, aber sein richtiger Sinn, und wohl auch sein ruhigeres Gemüth fanden bald Stoff zu Zweifeln und zu Vermuthungen. Er glaubt nicht an Fahrnau's Tod, und er hält die ganze Erzählung für eine Nothlüge, erdacht, um mich und Rosalien zu schrecken, ihr den Gegenstand einer vielleicht

noch glimmenden Liebe, mir jede Hoffnung zu entziehen, und somit alle Nachfragen und Versuche niederzuschlagen.

O Clara! Wie mein Herz diesen schwachen Faden ergriff! Tengenbach hat seitdem seine Thätigkeit verdoppelt. Er wußte sich mehrere Notizen zu verschaffen, die es ihm zwar sehr wahrscheinlich machen, daß Fahrnau noch lebt, aber eben so wahrscheinlich, daß unsere fortgesetzten Bemühungen für diesen Augenblick nicht bloß fruchtlos, sondern für sein Schicksal sogar nachtheilig wirken könnten. So ist seine Meinung, daß wir sie vor der Hand aufgeben, und einen günstigern Zeitpunct abwarten sollten.

Bey diesen Umständen ist es denn am gerathensten, nach Rosenstein umzukehren. Tengenbach will mich dahin begleiten, dann wieder hierherkommen und versuchen, was er ferner für meine Hoffnungen wirken kann. Gott lohne es dem treuen Freunde!

Du kannst fühlen, meine Schwester, was bey allen diesen Stürmen und Widersprüchen in mir vorgehen muß. Lebt Ludwig noch? In welchem Zustand? Ist er todt? Stirbt er vielleicht in diesem Augenblick? — Und ich bin von

ihm getrennt! Mir ist der einzige, letzte Trost versagt, ihm beyzustehen, ihm Alles, Alles zu leisten, was die innigste Liebe — O wenn er nur lebt! Das ist jetzt das ausschließende Gebeth meiner geängsteten Seele!

Acht und dreyßigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Mailand den 4ten Aprill 1812.

Bertha! Bertha! Was habe ich gesehen, was erfahren müssen! Julius und Ludwig, Leonore und Lothar, Alles — Alles zu meinem Schrecken und Verderben verschworen! Tengenbach ist in Mailand, Fahrnau todt, Leonore in Verzweiflung — und ich, o barmherziger Gott! ich vielleicht die Schuld an seinem Tode!

Und in dieser entsetzlichen Verwirrung, in diesen furchtbaren Augenblicken flieht mich auch der, der allein mir Licht über die gräßlichen Räthsel geben könnte, und überläßt mich allen Qualen, die meine Brust zerreißen!

Könnte ich mich nur so weit fassen, um Dir in Ordnung zu erzählen, wie Alles sich begab! O wenn ich das könnte, dann würde ich auch

meinem Unglück ruhig ins furchtbare Antlitz schauen können!

Es war wirklich Fahrnau, der in ** ach den Streit gehabt hatte, und deßhalb arretirt worden war. Er wurde krank, außer sich, und, mit Raserey und dem Tode kämpfend, nach Mantua gebracht. Dort — ach nein, ich kann es nicht glauben, ich will mich an dem schwachen Faden einer entgegengesetzten Möglichkeit halten — dort lebt er vielleicht noch. Aber in welchem Zustande, unter welchen Qualen? Ist er mir nachgefolgt, als ich ihn verließ? Was hat Tengenbach hierher geführt? Wie kommt er zu Leonoren? Haben sich diese Beyden, die von mir aufs schrecklichste verletzt wurden, zu meinem Untergang verschworen?

Doch nein! Tengenbach ist keines niedern Gedankens, keiner unedlen Rache fähig. — Und Sie? — O Sie hat mir ja verziehen, weil ich Ludwig geliebt, wie sie! — Könnte sie mir auch noch zürnen, weil mir liebenswürdig erschien, was sie hingerissen? O was kann ein wahrhaft liebendes Herz nicht vergeben! Sie ist so gut! Sie litt so tief, und blieb sich so edel gleich! Kein bitteres Wort entfloh dem Munde der Tiefverletzten!

Ach wie gern möchte ich zu ihr eilen! Ihre stille Ergebung würde mein stürmendes Herz beruhigen, ihre fromme Fassung meine schwankenden Gedanken in ihren Geleisen halten, und ihr heiliger Schmerz meine wilden Qualen stillen. Wir würden ihn zusammen beweinen. — Aber wie der Cherub mit dem Flammenschwert steht Tengenbachs Gestalt vor ihrer Schwelle, und der Schatten des Ermordeten droht am Eingang des Grabmahls, in das ich flüchten möchte! Bertha! Bertha! Wie unsäglich quälend ist die Schuld!

Wie könnte ich Julius vor die Augen treten, ihm, der mir im Augenblick der höchsten Noth in aller seiner liebenswürdigen Milde und Großmuth wie ein rettender Engel erschien, an den zuerst heilige Bande der Dankbarkeit mich fesselten, dessen innige Zärtlichkeit später das erste antwortende Gefühl dieser Art in meinem Busen weckte, der einer edlen von seinen Ältern ihm bestimmten Braut, der Liebe seines Vaters, und dem Frieden in seiner Familie entsagte, um mir, der Verlassenen, Heimathlosen seine Hand zu reichen, der mich auf seiner Väter Burg führte, dort alle Reize des Lebens um mich versammelte, und den ich dennoch — — O Gott! Laß mich ab=

brechen! Es ist zu peinigend, diese Bilder zurückzurufen!

Ich habe Lothar seit der unglücklichen Stunde, wo ein Blitz die Nacht um mich erhellte, und mir die ganze Tiefe meines Jammers zeigte, nicht mehr gesehen. Er scheint mir zu zürnen. Hat er wohl ein Recht dazu? Warum hat er mir verborgen, was er von Fahrnaus Schicksal wußte, warum auf alle meine ängstlichen Fragen nicht geantwortet?

Liebt mich Lothar wirklich? Oder bin ich nur sein Spielwerk? Ist Fahrnau mir nachgereiset? Wie verhält es sich mit dem Streit im Kaffehhause? Wird Tengenbach mir noch einmahl erscheinen? Alle diese Fragen steigen eine um die andere verwirrend und quälend aus der Tiefe meiner Brust, und wenn ich kaum durch alle Gründe, die meine Vernunft mir darbiethet, die eine niedergekämpft habe, so erhebt sich die andere wieder, und jede ist so schmerzlich, jede so zwecklos, und jede so unbeantwortet wie die andere!

den 6ten Abends.

Lothar ist fortgereiset. — Er hat einen Brief an mich zurückgelassen, ohne Vorwürfe, ohne Bitterkeit; aber eine Eiseskälte liegt darin.

Eine genaue und gewissenhafte Erzählung, die dieser Brief enthält, setzt mich jetzt in Stand, über Fahrnau's Schicksal vollkommen zu urtheilen. Es war nicht Liebe zu mir, es war Haß gegen Lothar, was ihn antrieb, uns nachzusetzen. Er hatte bestimmt erklärt, daß er entschlossen war, sobald er Rache an Lothar genommen haben würde, zu Leonoren zurückzukehren, deren Bild wieder in allem Zauber erster gekränkter Liebe vor ihm stand. Abgerissene Blätter von seiner Hand, die der Erzählung beylagen, bestättigten dieß. Der Vorfall im Kaffehhause war so, daß ihn nur ein hitziges Fieber entschuldigen und begreiflich machen konnte. Das Französische Gouvernement war nicht nur berechtigt, sondern wohl bemüßigt, sich eines Menschen zu versichern, der sich solche Äußerungen erlaubt hatte. Aber das Gefühl, sich seiner Freyheit beraubt zu sehen, erhöhte seine fieberische Aufreizung erst zur höchsten Wuth. Krankheit und Raserey kämpften in seinem Körper wie in seiner Seele, die erschütterte Natur drohte in sich zu zerfallen, oder wenigstens, wenn das physische Leben erhalten werden konnte, der Geist in der allgemeinen Zerrüttung unterzugehen.

„So war sein Zustand“ fährt Lothar in seinem Briefe fort, „als Sie zuerst in ** ach mit der Angst der Liebe nach ihm fragten. Ich hielt es für gerathener, und für schonender, Sie in gänzlicher Unwissenheit über diese, in jedem Fall traurige, Alternative zu lassen. Erst wenn, wie ich hoffte, durch die Länge der Zeit, durch eine ruhigere Besinnung, und — lassen Sie mich hinzufügen, was meine Selbstliebe mir zuweilen schmeichelnd zuflüsterte! — durch die Gewohnheit mit mir zu leben, ihr Herz von seinen alten Wunden ganz geheilt wäre, wollte ich dann mit der Wahrheit, wie sie immer bis dahin sich gestaltet haben würde, hervortreten, und Sie Alles klar sehen lassen, in sofern Ihr Herz es würde vertragen können.“

„Ich erhielt mich seitdem in steter Kenntniß von dem Zustand des Unglücklichen. Das war mir vergönnt, obwohl ich keinen Einfluß auf sein Loos nehmen konnte. Ich that es — um Ihrentwillen. Die letzten Nachrichten waren schlecht. Man erwartete seinen Tod. Da führte ein Zufall Leonoren zu Ihnen. Ich sagte, was ich für wahr hielt. Nur Ein Unrecht habe ich zu bekennen. Ihre leidenschaftliche Angst machte mich in einer Art von Aufwallung für schon geschehe-

hen aussprechen, was noch nicht entschieden war.“

„Da ich mich aber überzeugte, wie sehr der ehemahls Geliebte noch immer in Ihrem Herzen herrscht, so habe ich nunmehr mit doppelter Sorgfalt meine Nachforschungen angestellt, und ich kann Ihnen nun sagen, daß er lebt, ja daß man Hoffnung hat, ihn herzustellen. Ich habe für seine beste Pflege Anstalt getroffen. Der erste Arzt in Mantua besucht ihn täglich. Wie es mit der Herstellung seiner geistigen Kräfte seyn wird, muß die Zeit lehren, die denn auch, wenn er genesen seyn wird, und die Untersuchung seines Vergehens beginnen kann, über seine Zukunft entscheiden muß. Glauben Sie aber, gnädige Frau, daß es mir eine heilige Pflicht seyn wird, sowohl für ihn, der Ihnen, wie die Erfahrung mich gelehrt hat, noch so theuer ist, treulich zu sorgen, und zu wirken, was ich vermag, als auch, so viel es unsere Entfernung gestattet, Sie in der nöthigen Kenntniß seiner Lage zu erhalten. Unterdessen schalten Sie als Frau und Meisterinn über mein Haus, über meine Leute und Effecten. Piatti, mein Secretär, der Ihnen diesen Brief bringt, hat die gemessensten Aufträge von mir, sich in Allem unbedingt nach Ih-

rem Willen zu richten.“ So schreibt Lothar — und verläßt mich!

Mein Kopf ist ganz wüste. In dem Chaos der sich wild jagenden Gedanken unterscheide ich nur Einen, der bestimmt und hell über alle hervorragt. Ich muß zu ihm, ich muß ihn sprechen, ich muß mich vertheidigen, ich muß — O Liebe! Wie wird meine Natur diese neuen Stürme ertragen?

Neun und dreyßigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Udine den 20ten Aprill 1812.

Die Welt schüttelt sich aus ihrem trägen Schlummer, und es kommt wieder Bewegung in die ruhigen Massen. Es bereiten sich große Dinge, und die gewaltige Entwickelung, welcher die aufgährende Welt entgegenreift, fängt an, das Dunkel in leuchtenden Puncten zu durchbrechen. Dießmahl scheint die Richtung der mächtigen Kräfte nordwärts zu deuten. In Deutschland, dem ewigen Feuerherd fremder Flammen, die sich in ihm zu seinem Verderben entzünden, wird eine Zusammenkunft der Monarchen seyn, und es werden alle Maaßregeln gegen den gewaltigen Riesen im Nordosten Europa's verabredet werden.

Mich ergreifen diese mächtigen Rüstungen mit einer Art von Zauber. Es reißt mich hin, hier ebenfalls thätig einzugreifen, und nicht bloß mit

dem Geiste lenkend und ordnend, sondern auch mit der Kraft meines äußeren Ichs an der großen Entscheidung mitzuwirken, die das Schicksal der Europäischen, und vielleicht der Menschheit überhaupt bestimmen wird. Ich habe mich bisher in Mancherley versucht, und als Künstler, als Schriftsteller, und Diplomatiker nicht Unbedeutendes geleistet. Jetzt drängt es mich, diese stillen Bahnen zu verlassen, aus dem täglich gleichen Geleise des Geschäftsmanns, wo heut ist, wie gestern war, und morgen seyn wird, wie heute, in das große freye Leben hinauszutreten, und auch einmahl das Loos jedes Tages aus der Hand des launenhaften Zufalls zu erwarten. Ich will Kriegsdienste nehmen. Mein jetziger Posten sichert mir auch in der neuen Laufbahn einen bedeutenden Platz, und es ist doch nirgends möglich, die Wirkungen seines Strebens, und was die innere Kraft gilt, in so lebendiger frischer Thätigkeit zu fühlen, als in diesem Stande. Mich reizt das bewegte Leben, so wie der schimmernde Kranz am Ende der Bahn. Wir werden auch auf diese Weise Brüder seyn, Fierolles!

Es hat hier für mich in der letzten Zeit einige verdrießliche Geschäfte gegeben. Um diesen

Fahrnau und sein Schicksal war ein Treiben, ein Drängen, und eine Bewegung, daß ich mir mit einem Gewaltstreiche Luft machen mußte.

Der Hof zu **, viele angesehene Privatpersonen, sogar einige Große hier in Italien, die ihn früher gekannt haben, endlich seine Frau, Rosalie, und ein gewisser Tengenbach, der mit der Fahrnau hierher gekommen ist, und mir durch seine Nachforschungen, durch das Geld, das er mit vollen Händen wegwirft, und durch seine Schlauheit am meisten zu schaffen machte, Alles verwendete sich für den Gefangenen, und es ist, als ob jeder einen Freund oder einen Bruder an ihm zu retten hätte. Was haben sie denn an ihm?

Es soll ihm fürwahr kein Haar gekrümmt werden. Ich will ihn nur unschädlich machen. Er war schwer krank, nun ist er genesen. Er wird anständig gehalten. Was will man mehr? Machen sie mir es zu arg, so wird es nur zu seinem Schaden seyn.

Ich habe mich seinetwegen mit Rosalien überworfen. Sie ließ sich von ihrer leidenschaftlichen Schwäche, vom Mitleid mit Leonoren, welche kam, um seine Freyheit von mir zu erbitten, auf eine Weise hinreißen, die ich unmöglich in

dem Verhältniß, in welchem ich mit ihr lebe, gelassen ansehen konnte. Ich strafte sie, indem ich durch drey Tage nicht vor ihre Augen kam, und am vierten abreiste, nachdem ich ihr einen kalten, aber höflichen Brief geschrieben.

Was ich vorhergesehen hatte, geschah. Sie kam mir nach. Jetzt sind wir versöhnt, und stehen zusammen auf dem besten Fuß. Man muß sich nur hüthen, sich von dem Schwindel, der sie hinreißt, mitziehen zu lassen. Es wäre für den, der es zugäbe, und für sie selbst das größte Unglück. Rosalie bedarf eines Freundes, der sie ganz durch- und übersieht, und sie im festen unausweichbaren Geleise hält und lenkt. Ich behandle sie so. Sie jammert bisweilen, und dankt mir oft. Sie ist liebenswürdig, sie ist edel, sie ist schön, aber sie ist schwach.

Ich weiß noch nicht recht, was mit ihr geschehen soll, wenn ich mein Vorhaben ausführen, und in der Linie dienen werde. Sie wird sich nicht von mir trennen wollen. Auf jeden Fall kann sie nach Deutschland gehen, und sich dort irgend eine angenehme Stadt zum Aufenthalt wählen. Wie sich dann die schnellen Loose wenden, soll sie meiner Spur folgen, so weit es thunlich ist. Ich werde jederzeit trachten, mög-

lichst für sie zu sorgen. Vielleicht bringe ich sie zu Dir und Bertha. In eurer Nähe hoffe ich auch diesen Sommer noch eine Bekannte zu finden, deren Umgang fortzusetzen mir erwünscht ist. Es ist die Gräfinn Lichtwerth, deren Güter nicht weit von **au liegen. Das könnte, ehe der Sturm losgeht, noch ein hübsches Beysammenleben geben. Leb wohl!

Vierzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Hermann Walter.

Waldemuth den 20ten May 1812.

Unsere beschwerliche und traurige Reise ist geendet. Was der Endzweck dieser mühevollen Anstrengung war, haben wir nicht erreicht, was wir nicht zu finden dachten, ist uns begegnet. Ein unglücklicher Zufall führte mich in Mailand mit der Person zusammen, der zu begegnen mir auf Erden das Peinlichste seyn mußte. Eine Aufwallung besseren Gefühls hatte sie angetrieben, Leonoren, nach einer schmerzlichen Scene in Lothars Hause, in ihren Gasthof zurück zu begleiten. Ich stand im Saal, wie die beyden Frauen eintraten. Ein Todesschrecken durchzuckte die Schuldige. Sie floh mit einem Schrey des Entsetzens. Wehe dem, der irgend eines Menschen Anblick zu scheuen hat!

Ich hatte sie nur zu gut gekannt, und auch mich erschütterte der Moment. O was war diese Gestalt mir einst gewesen! Wie unendlich viel hatte ich um ihren Besitz verschleudert!

Dieses Zusammentreffen machte mir den Aufenthalt in Mailand furchtbar, und Leonore hatte dort nichts mehr zu hoffen. Wir eilten also, es zu verlassen, und erreichten vor acht Tagen das stille Rosenstein. Nichts als fehlgeschlagene Hoffnungen und traurige Erfahrungen besonders über die Selbstsucht und die niedrige Eitelkeit der Menschen sind die Ausbeute dieses monathlangen Strebens. O Hermann! Ist es das nahende Alter, dem ein widriges Geschick mich vor der Zeit entgegenführt, ist es eine zu reizbare Empfindlichkeit, oder ist eure Welt, seit ich sie nicht gesehen, wirklich um so viel schlechter geworden? Ein unheimlicher Geist hat sich der Menschen bemächtigt, jener Geist des Eigennutzes, der Speculation, und der Gewinnsucht, der, wenn er einmahl die ganze Masse des Volkes durchdringt, gewiß nur äußerst verderblich auf das innere Heiligthum in uns wirken muß. Ich ehre den Handel und den Kaufmannssinn, wie ich soll. Es ist eine Richtung der menschlichen Fähigkeiten, der wir eine Menge der köstlichsten Lebensgüter, so

wie unzählige Bereicherungen im Gebiethe der Wissenschaften, und reelle Kenntnisse danken. Mit goldnen Fäden bindet er entlegene Welttheile, knüpft aus Bedürfniß und Besitz tausend wohlthätige Verhältnisse, und macht die Schätze, welche des Schöpfers Allmacht in verschiedenen Gegenden zerstreute, zum Gemeingut der ganzen Erde. Mit großem Sinn und echter Richtung getrieben war er auch von jeher ein Segen für die Menschheit, und einer der mächtigsten Hebel der Cultur. Aber das, was ich jetzt kennen gelernt habe, ist keineswegs jene große beglückende Erscheinung; es ist ein elendes, verkrüppeltes und verkrüppelndes Wesen, ein gieriges Haschen und ein rastloses Streben nach immer Mehr, nicht um die Mittel zu nützlichem Wirken und edlem Genießen in Händen zu haben, sondern um prunken und schwelgen zu können. Und, was das Auffallendste ist, dieser Geist der Unruhe scheint in alle Stände und in alle Alter gefahren zu seyn. Alles speculirt, Alles trachtet, Niemand ist mit seiner Lage zufrieden, und nur Wenige können es auch wirklich seyn. Derselbe Trieb nach Glanz und den Mitteln, diesen zu erlangen, jagt die Menschen immer vorwärts zu einem unbestimmten Ziele; derselbe

Wunsch, zu erraffen, lehrt Schlauheit, Übervortheilung und Betrug, entzieht denen, die bisher noch fern von ähnlichen Trieben waren, ihren rechtmäßigen Besitz, und zwingt nach und nach durch die Unsicherheit des Eigenthums auch diese, sich zu dem großen Haufen der Speculanten zu schlagen. Die Umstände der Zeit, das Schwankende alles Besitzes und aller Zukunft tragen das ihrige zu dieser Rastlosigkeit bey, und machen die Menschen klingendes Geld als den besten Repräsentanten aller Erdengüter, und als das Wünschenswertheste ansehen, was sie erringen können.

So versinkt das Bessere in ihnen in unreinen Trieben und entwürdigender Unruhe. Kein Sinn für Edles und Schönes kann bey solchem kleinlichen und unwürdigen Treiben aufkommen. Es ist nicht mehr der Geist, der einst die Hansa, die Reichsstädte, den niederländischen Handel, die Italienischen Republiken beseelte, der die Künste liebte und schützte, der das Leben verschönerte, und seine Hand beglückend über die Welt hinstreckte. Die Kunst geht nach Brod. Diese reichen Emporkömmlinge, die aus dem Staub, aus welchem sie sich schnell und unerwartet aufschwangen, niedrige Gesinnungen und

schlechte Erziehung mitgebracht haben, kennen kein anderes Glück, als die Nachäffung der höheren Stände in ihrem Glanze, ihren Thorheiten und ihren Lastern, ohne auch nur Eine der besseren Regungen zu empfinden, die in jenen doch noch öfter ihre Fehler vergüten. Der Mittelstand, besonders die Classe der Gelehrten und des niedrigen Adels, bey denen sonst die feinste und höchste Ausbildung des Geistes war, und die einen edlen Theil der Nation ausmachten, sind in Dürftigkeit und beynahe in Verachtung gesunken. Sie haben besseres Wollen ohne Mittel, während jene Glückspilze die Mittel und keinen Sinn dafür haben. So geht denn das Gute allmählig verloren, und ein armseliges Geschlecht wird an die Stelle des jetzt verblühenden kommen.

Diese traurigen Betrachtungen haben sich mir, seit ich Europa wieder betreten habe, und so auch auf dieser letzten Reise, die mich mit gar mancherley Menschen in Berührung brachte, schmerzlich aufgedrungen, und wahrlich nicht dazu beygetragen, meinen Geist, den so manches ältere und neue Weh drückt, angenehm zu erheitern. Den Oheim habe ich kränklich gefunden, Leonorens Geschick ist nicht gebessert, und vor mir liegt

die Zukunft so düster, wie ehemahls. Nur an Einem Ort könnte mir recht, recht wohl werden, und auch von diesem Orte hält eine Empfindung, die ich nach und nach nur zu gut zu verstehen anfange, mich warnend ab. Es ist Leonorens Schloß, in dem sie mit stillem Geist und frommer Sitte waltet. Frieden und heitere Ordnung, Rechtlichkeit und Menschenliebe sprechen sich in jeder Anstalt, in jedem Benehmen der Glieder des Hauses aus, ein freundlicher Geist weht an dieser Schwelle, und umfängt wohlthuend den Eintretenden. Ich bin einheimisch da geworden, die Kinder hängen an mir, und Leonore empfängt mich jederzeit mit warmer achtungsvoller Freundschaft. — Ach! Sie ist ein Engel!

Lächle nicht, lieber Hermann, über diesen oft gebrauchten und mißbrauchten Ausdruck! Ich verstehe nicht darunter, was man gewöhnlich damit bezeichnet, ein schönes, sanftes Weib. Aber wenn die höchste Reinheit des Gemüthes, wenn unbedingte Achtung für jede Pflicht, Heiligkeit der Gefühle und ein himmelwärts gewandter Sinn die Eigenschaften sind, welche jene höheren Intelligenzen zu dem machen, für was wir sie halten, zu Bothen der Allmacht, zu Hüthern

der Sterblichen, zu unsichtbaren Freunden, die im Herzen ihrer Pflegbefohlenen edle Gefühle und fromme Entschlüsse wecken — dann ist Leonore sicher ein Geist solcher Art.

So leitet sie ihr Hauswesen, verbreitet überall Gutes und Nützliches, wirkt in höchster Einfalt und Ruhe, lenkt die Herzen ihrer Kinder zur Tugend, ihrer Hausgenossen zur Rechtlichkeit, vergißt sich über Andere, und hat auch keinen Begriff davon, wie man, so lange noch für Andere, oder für die Pflicht etwas zu thun übrig ist, an sich denken, oder wie man ihr das zum Verdienst anrechnen könne. Ich habe sie so in Rosenstein, am meisten aber auf der Reise gefunden, wo nie die Größe des Opfers, nie die unendliche Beschwerlichkeit eines Schrittes, sondern nur seine Nothwendigkeit oder der Nutzen, der für ihren Gemahl daraus fließen konnte, in Betrachtung kam. So hat sie sich zu dem entsetzlichsten Unternehmen, mit Lothar zu reden, selbst auf die Gefahr hin, der Person zu begegnen, deren Anblick ihr so schmerzlich seyn mußte, entschlossen, und alle meine Gegenvorstellungen fruchteten nichts, denn sie versprach sich davon etwas für Fahrnau's Wohl. Sie ging, und fand, was sie zu finden zitterte. Selbst Lo-

thar und Rosalie wurden mit Achtung für sie erfüllt. Leonore ahnet nicht, was ich bey dem Anblick derjenigen empfand, die sie halbohnmächtig, und von der Todesnachricht ihres Gemahls ganz niedergedrückt, nach Hause begleitete; sie ahnet nicht, wie tief sie in meinem Herzen wühlt, wenn sie jetzt noch oft von Rosalien spricht, und mit der Nachsicht und Milde eines höheren Wesens die Schwächen dieser Frau entschuldigt, und ihr verzeiht, was sie gegen sie verbrochen, weil es doch nur aus Liebe zu dem Manne geschah, dem auch sie alle ihre Kräfte, ihre Wünsche und ihr Verlangen geweihet hat. Ich vermag nicht ihr zu entdecken, wie diese Sachen zusammenhängen. Es sträubt sich ein inneres Gefühl in mir dagegen, ihr zu gestehen: Sieh! Jenes Weib, das dir durch ihre leidenschaftlichen Lockungen deinen Gemahl entrissen, das sich nun an einen kühnen Abenteurer hinwirft, ist dieselbe, die ich einst in rasender Verblendung dir vorzuziehen fähig war! Und endlich, wenn ihr Beginnen mich auch quält, so liegt für mich eine Art von Beruhigung darin, durch sie zu leiden.

An die Nachricht von Fahrnau's Tode glauben wir kaum mehr. Die Gründe, daran zu zweifeln, sind zu wichtig und zu viel. Meine Erkun-

digungen waren nicht ganz fruchtlos. An dem Tage, wo Lothar Leonoren mit der Todesbothschaft zu schrecken, und jede Nachforschung auf einmahl zu vernichten glaubte, hat ihr Gemahl noch gelebt, ja er war, obgleich noch krank, doch auf dem Wege der Besserung. Seitdem hat es mir freylich nicht mehr gelungen, etwas Bestimmtes zu erfahren; wir haben aber nach Mantua geschrieben, und uns in der Voraussetzung, daß jenes wichtigen Mannes Nachricht wahr sey, einen Todtenschein ausgebethen. Dieser ist bis jetzt nicht erfolgt, und so darf Leonore die Hoffnung billig nähren, daß Fahrnau noch lebe.

Sie nährt sie auch, und findet in ihr, und ihrem frommen Sinn eine unerschöpfliche Quelle der Beruhigung in den trübsten Stunden. Auch will sie sich bald wieder mit ihrer Staffeley beschäftigen. Sie mahlt wirklich mit Meisterschaft. Ich habe Arbeiten gesehen, die ihr einen bedeutenden Rang unter ihren Kunstgenossen sichern würden, wenn sie sich entschließen könnte, sie öffentlich zu zeigen. Aber davor schaudert ihre zarte Weiblichkeit zurück, so wie ihr stiller Sinn allein an den Werth ihres Talents nicht glaubt, den doch jeder anerkennen muß, welcher ihre Arbeiten sieht. Sie scheint nur sich und ihren Lie-

ben zur Lust zu mahlen. Sich in ihren Kunstgebilden zu ergötzen, zu verlieren, und ihrem Gemahl oder einigen Freunden Freude damit zu machen, ist der Endzweck ihres Fleißes. Übrigens fließt dieses bedeutende Talent nirgend störend auf ihr häusliches Leben ein. Sie weiß die Künstlerinn sehr bestimmt von der Hausfrau zu scheiden, und jeder zu geben, was ihr gehört. Dennoch verschmilzt auf der andern Seite das Eine so schön ins andere. Sie würde minder liebenswürdig seyn als Frau, wenn ihr dieser hohe Sinn für Kunst fehlte, und minder achtungswerth als Künstlerinn, wenn sie ihrem Talent auch nur Eine ihrer Pflichten opferte. O Hermann! Welche Frau ist diese Leonore!

Doch ich habe Dir schon so viel geschrieben, und wenn ich Alles übersehe, so sind es, einige Zeilen ausgenommen, nichts als Ansichten und Träume. Aber Du kennst mein Gemüth, seine Eigenheiten und seine — Schwächen. Diese fühle ich besonders in diesen Augenblicken recht sehr, aber ich kann ihnen nicht entgegen arbeiten, und nicht entfliehen. Mich binden höhere Rücksichten, und so mag denn auch diese stürzende Fluth der Leiden, wie so manche frühere, über mich ergehen!

Ein und vierzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Roveredo den 3ten Junius 1812.

Ich bin auf dem Wege nach Deutschland. Unsere Reise geht sehr schnell, und wir ruhen hier nur so lange aus, als Lothar mit den bürgerlichen Behörden in besonderen Aufträgen zu sprechen hat.

Zwey Monathe waren, seit jenen entsetzlichen Auftritten zu Mailand, in dem stillen Genuß geistiger und körperlicher Ruhe verflossen. Jetzt ergreift mich der Sturm von Neuem, und schleudert mich recht mitten in die beweglichen Wirbel des allerthätigsten und unruhigsten Lebens hinein. Ich begleite Lothar nach Dresden. Er hat Kriegsdienste genommen. — In diesen Worten liegt ein Abgrund von Sorgen, Qualen und Unruhen für mich. So darf ich denn

niemahls aufhören zu zittern? Und wenn eine milde Verkettung freundlicher Verhältnisse meinem von den Zweifeln, Ängsten und Unsicherheiten des rauhen Lebens ermüdeten Wesen einmahl eine täuschende Ruhe verspricht, dann darf ich ihrer nur so lange genießen, um in dem kurzen Zwischenraume eines behaglichen Daseyns, die Köstlichkeit desselben, und die Qual, daraus fortgetrieben zu werden, schmerzlicher zu empfinden.

Eine neue Welt umgibt mich jetzt, aber ihre Berührung ist nicht freundlich. Lothars frühere Dienste als Offizier in der Nationalgarde während der Revolution in Mainz und Paris, und sein jetziger bedeutender Rang verschafften ihm den Posten eines Obersten bey einem Italienischen Linienregimente, und in dieser Eigenschaft reiset er nach Dresden, wo er sich, bis sein Regiment, das schon auf dem Marsch ist, dort eintrifft, mit den Leitern des großen bevorstehenden Kriegswerkes zu besprechen hat.

Ich sehe jetzt fast nichts als Militär um mich, und die Schnelligkeit, das Pünctliche, das schonungslose Dahinfahren dieser gewaltigen Massen über jede Rücksicht und umgehende Gefälligkeit bürgerlicher ruhiger Verhältnisse hat für

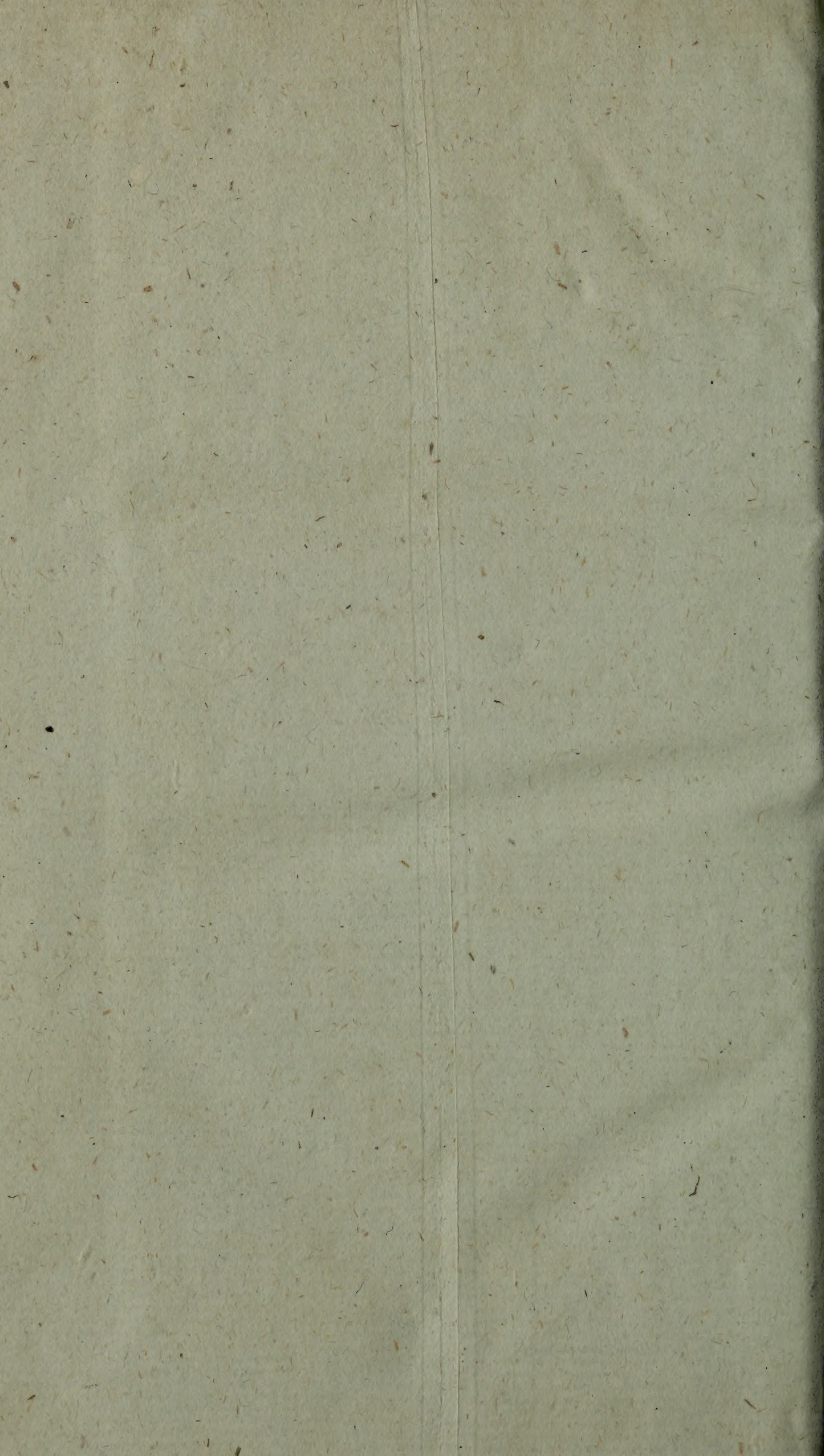
mich etwas sehr Peinliches. Das Soldatenleben soll, wie man sagt, viel Poetisches in sich haben. Ich kann es nicht finden. Für mich treten diese gewaltigen Mächte so feindselig ins stille Leben hinein, und ich sehne mich, wie nach dem Paradiese einer goldnen Kindheit, nach meinem stillen Aufenthalt in Florenz, Mailand und zuletzt in Venedig zurück. Ach da war ich glücklich! Ein großes Mißverständniß war zwar in den letzten Tagen unsers Aufenthalts in Mailand, wie ich Dir berichtete, sehr trennend zwischen uns getreten; aber meine Liebe, meine Aufrichtigkeit, der offene Wunsch, alles zu erklären, und mich in allem nach dem edelmüthigen Freund zu richten, der selbst im Feinde den unglücklichen Menschen nie zu schätzen verlernt hat, gewannen mir seine Aussöhnung. Ich lebte an seiner Seite, unter seinem Schutz, so selig und still, und selbst die schmerzlichen Erinnerungen an früheres Unrecht und an manchen Schritt, den ich besser nicht gethan hätte, verloren ihren Stachel zum Theil, oder traten wenigstens in den Hintergrund des gestillten Herzens zurück.

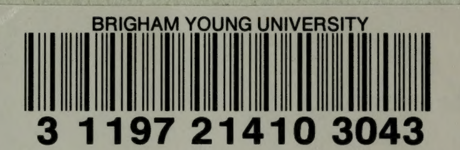
Da ertönt der Ruf der Kriegstrompete, die den unglückseligen Erdkreis zu neuen Scenen des Jammers aufschreckt, und ein Funke des Ehrgei-

zes und des Thatendurstes fällt in die sonst klare Seele des ruhigen Freundes, und entflammt sie zu Wünschen und Unternehmungen, neben denen mein stilles Glück zu Grunde gehen muß.

Eine einzige freundliche Aussicht öffnet sich mir in dem wüsten Dunkel einer unbestimmbaren Zukunft. Ich werde D i ch wiedersehen! Lothar hat mir versprochen, mich zu Dir zu bringen, wo ich von dem wahrscheinlichen Kriegstheater nicht so fern seyn, und, wenn ihn seine neue Bestimmung von meiner Seite ruft, doch in dem Arm der Freundschaft einigen Trost bey seiner Entfernung finden werde. O nimm mich auf, liebe Bertha! Ich bringe Dir ein Herz voll Sorgen, Klagen, und Unsicherheit, aber ich weiß, Du wirst Geduld mit mir haben. Leb wohl!






BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21410 3043

